Wilhelm Weitling.

EIGENTUM DES LITER. MUSEUMS

Biogr. erud. D. 1692,74

Bei **Jenni, Sohn, in Bern**, iſt erſchienen:

Baumann, F., S., Oeffnet die Augen, ihr Kloſtervertheidiger! oder: Blicke in die Abgründe mönchiſcher Verdorbenheit. Erlebniſſe aus ſeiner klöſterlichen Laufbahn. 4te Aufl. 7 bz.

— — **OUVREZ LES YEUX DÉFENSEURS DES COUVENTS**! ou coup-d'œil dans l'abime de la corruption monacle. Observations recueillies dans sa carrière monastique, 7 bz.

— — Schweizervolk, erkenne deine lügneriſchen Mönche! oder die Verfaſſer der Schrift „die aargauiſchen Klöſter und ihre Ankläger" als ſchamloſe Lügner und Heuchler öffentlich hingeſtellt. 7 bz.

— — Die Teufelsbeſchwörungen, Geiſterbannereien, Weihungen und Zaubereien der Kapuziner, oder Darſtellung des himmelſchreienden Unſinns und Aberglaubens, den dieſe heil. Väter im 19. Jahrhundert zum Hohne alles geſunden Menſchenverſtandes, und um ihre Beutel zu füllen, mit dem Volke treiben. Aus dem lateiniſchen Benedikktionale gezogen und überſetzt. 6 bz.

— — Die Liebſchaften des ehrwürdigen Pater J. Marell, aus der Geſellſchaft Jeſu, wie ſie aus den Archiven der Provinz des obern Deutſchlands in München an's Licht geſtellt ſind. Zur Beleuchtung des Jeſuitenordens herausgegeben. 7 bz.

— — Die Befeindung der katholiſchen Kirche in der Schweiz, begangen durch Friedrich Hurter, geweſenen Antiſtes, deren vorgeblichen Vertheidiger. Aus deſſelben neulich unter obigem Titel erſchienenen Schrift ſelbſt dargeſtellt. 12 bz.

Komiſch - politiſche Schwabenpredigt. Vorgetragen von einem Kloſtermönch bei einer Verſammlung freiſinniger Schwabenbauern. Mit einem Holzſchnitt. 2½ bz.

Kloſterſpiegel in Sprichwörtern, Spitzreden, Anekdoten und Kanzelſtücken, äußerſt drollig zuſammengeſtellt. 12 bz.

Ein Blick in den faulen Sumpf des Pietiſtenthums. Herausgegeben zur Warnung für die „ſündige Welt." Eine wahre Geſchichte, nebſt einem Anhang pietiſtiſcher Anekdoten. 7 bz.

Schwarze Lieder von Benedikt Dalei. 30 bz.

Freie Trabanten von Wilhelm M . . r. 12 bz.

Noah. 6 Blatt Karrikaturen mit Verſen. Mit 1 Muſikbegleitung v. Reiſſiger. 18 bz.

Der Krieg zwiſchen der Schweiz u. Frankreich im Jahre 1838. Verurſacht durch eine Schürze, einen Spion und die bernſche Ariſtokratie. Aus den Papieren eines Diplomaten. 9 bz.

Der Schriftsteller

Wilhelm Weitling

und

der Kommunistenlärm in Zürich.

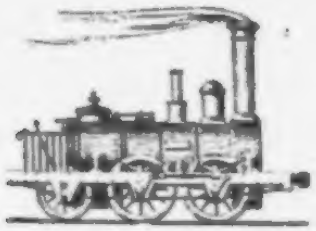
EIGENTHUM DES LIECHTENSTEINISCHEN MUSEUM

Eine Vertheidigungsschrift,

die, bereits gesetzt,

aber vom Walliser Staatsrath unterdrükt,

jetzt hier dem Publikum geboten wird.



Bern,
Druck und Verlag von Jenni, Sohn.

1843.

EIGENTHUM
DES
LITTER: MUSEUM

Gerechtigkeit! Gerechtigkeit! . . . .
— — — Schweig Volk!

Wilhelm Weitling, der Sohn eines Militairs, wurde in Deutschland, das alle große Revolutionen im Reiche der Geister erzeugte, wenn es auch an Thatkraft andern Völkern vielleicht nachsteht, im Jahre 1810 geboren. Die Erziehung, die er im elterlichen Hause genoß, war sehr dürftig; denn Entbehrung hieß, um mit dem Dichter zu sprechen, auch seine Amme, Armuth auch seine Wiege. Kaum daß also der sonst muntere Knabe die dringendsten Schulkenntnisse gewonnen, als ihm der Verlust seines Vaters und das immer steigende Elend seiner Mutter schon die herbe Nothwendigkeit auflegten, sich selbst ein Unterkommen zu suchen. Du lieber Himmel, wie groß ist die Zahl der hilflosen Kinder, die sich, trotz der acht und dreißig „landesväterlich" sich nennenden Regierungen Deutschlands, im ähnlichen Falle befinden! Freie Berufswahl, vielseitige Erziehung, d. h. sorgfältige Entwicklung aller im Kinde liegenden Naturanlagen ist auch in Deutschland dem Armen bei weitem noch nicht möglich. Machen arme Volkskinder Glück, wie z. B. die preußischen Minister Rother, Nagler, Mühler u. a., so verdanken sie dieß mehr dem reinen Zufalle, als günstigen Zeitverhältnissen. Wir wollen uns indessen kurz fassen: dieser heutzutage schon fürchterlich allgemein gewordene Zufall, arm geboren zu sein, bestimmte den jungen Weitling zum — Schneider.

Hier, in ungesunder Werkstatt, und der entnervenden Haltung eines Frosches, mit gekreuzten Beinen und gekrümmtem Rücken, fand der kaum dem Schulbesuche entwachsene Jüngling frühzeitig Gelegenheit, bei Schwarzbrod und norddeutschem Sauerkraut die Widernatürlichkeit der menschlichen Einrichtungen an sich selbst zu erfahren. Wer hätte ihm damals prophezeit, daß zwanzig Jahre später die gesammte schweizerisch-deutsche, man kann sagen europäische Presse über ihn herfallen und die hochweise Staatsanwaltschaft der weltberühmten Musterrepublik Zürich ihn allen europäischen Mächten als ein revolutionäres Ungeheuer darstellen würde, welches durch seine Schriften allein im Stande sei: „die nahe Gefahr einer gewaltsamen Umwälzung aller socialen Verhältnisse herbeizuführen?“ So lauteten bekanntlich die Worte ihrer amtlichen Erklärung.

Gewiß hätte dieß Niemand prophezeit — und doch ist dem so. Weitlings Mißbehagen an den bestehenden gesellschaftlichen Verhältnissen scheint indessen damals noch keinen so hohen Grad erreicht zu haben, als nach späteren trüben Erfahrungen; denn noch im verflossenen Frühling versicherte er dem Schreiber dieses, daß er nach überstandener Lehrzeit dennoch ziemlich lustig und guter Dinge seine wenige Habe auf den Rücken geschnallt und nach kurzer Wanderschaft gerade in jenem unsterblichen Augenblicke Leipzig erreicht habe, wo sich auch dort bei Gelegenheit des französischen blinden Feuerlärms im Juli 1830 der deutsche Michel wieder einmal ernstlich vorgenommen zu haben schien: seine himmlische Geduld zu verlieren. „Damals,“ erzählt Weitling in einem späteren Berichte über diese Epoche, „überzeugte ich mich das erste Mal, daß man trotz aller akademischen-Weisheit, trotz allem burschikosen Straßenlärm, trotz aller Gewandtheit im Reiten, Fechten und Schießen, doch im entscheidenden Augenblicke, an dem die Schicksale von Millionen kleben, ein rechter Dummkopf sein könne. In einer Nacht war das Volk Meister

der Stadt Leipzig und Umgegend, aber was that es in seinem Rausche des Sieges? Es beschäftigte sich mit Zerstörung eines Dutzend Häuser. Plünderung war also sein erster Gedanke. Jeder suchte gewissermaßen auf eigene Rechnung sein Müthchen zu kühlen. Die Einen an dem Landhause eines Lieferanten, der bedeutende Schlosserarbeiten für die Stadt auswärts bestellt und so den Stadtbürgern einen fetten Verdienst entzogen hatte; Andere fielen über die Möbel eines verhaßten Advokaten her, weil er sie wahrscheinlich zu arg unter dem Schutze der Gesetze geprellt hatte; und die große Zahl Handwerker zog hinaus in die Vorstadt, um die Wohnung und die Hausgeräthschaften eines auf dem Paßbüreau angestellten Grobians zu zertrümmern. So glaubte sich Jeder auf seine eigene Weise für die Jahrhunderte lang erlittene Unterthanenschmach zu rächen. Das Volk wogte hin und her in den Straßen, ohne zu wissen, was es wollte; Jedem folgend, der ihm kühn zurief: Hierher, mir nach! Es suchte Führer, um einen großen Schlag auszuführen, ein verhaßtes Regierungssystem stürzen zu können, und leider — leider fand sich Niemand, der dazu Kopf und Herz gehabt hätte. Endlich erschienen diese Führer. Aber wer waren sie? Leute, welche im Interesse der zu stürzenden Regierung handelten und theils von dieser selbst abgeschickt waren. Was thaten sie? Sie sprachen zu den Siegern schöne Worte, verlasen ihnen eine Art abkühlenden Verfassungsentwurf und führten es zum Bierkruge zurück, nachdem sie ihnen noch Waffen verabreicht hatten, um das heranstürmende Landvolk von Plünderung abzuhalten. Mit einem Worte, die deutsche Republik litt eine schmähliche Niederlage."

So unbedeutend nun auch dieser politische Dekorationswechsel in Sachsen vom Jahre 1830 vielen Lesern des gegenwärtigen Flugblattes scheinen mag, übten sie doch an das Gemüth unsers jungen Weitling einen erwähnenswerthen Einfluß. Inmitten jenes Siegesrausches hatte nämlich derselbe in weni-

gen, aber beißenden und schon stark nach Kommunismus riechenden Versen dieses heldenmüthige Revolutiönchen des sächsischen Volkes besungen. Schreiber dieses entsinnet sich jedoch nur weniger dieser ihm von Weitling mündlich wiederholten Verse und dieser wenigen nur unvollständig; es dürfte aber für etwaige Neugierige wohl sehr leicht sein, sich dieselben mit Hilfe der sächsischen Zeitungen aus jener Periode zu verschaffen. Das Original dieser Verse hatte der junge freiheitschwärmende Revolutionssänger dem Vorstande des zur Besorgung der Siegesfeierlichkeiten niedergesetzten Ausschusses auf irgend welche Weise zukommen lassen, und während Ersterer einsam und nachdenklich unter der stark benebelten, lustigen Volksmenge des Abends einherwandelte, entdeckte er plötzlich in Form eines Transparents über der Thüre eines erleuchteten Hauses seine Verse in Flammenschrift. Welche ermunternde Genugthuung für das ohnedieß von Natur sehr empfängliche Gemüth Weitlings! Leipzig gefiel ihm indeß ungeachtet der neuen Verfassungsjacke immer weniger, die öffentlichen Zustände verkitteten sich bald wieder, und obgleich er dort seine ersten Federkinder in schwarz-roth-goldenen Reichsfarben hatte strahlen sehen, was für ein minder staubgebornes Talent von bleibender Anziehungskraft gewesen wäre, trieb ihn doch ein unwillkührlicher Instinkt in den Süden von Deutschland, nach Wien, wo der begeisterte Revolutionssänger aber beinahe als Racheopfer der Eifersucht eines kaiserlich königlich östreichischen Othello gefallen wäre.

Weitling war über diesen delikaten Punkt stets sehr verschwiegen. Alles, was Schreiber dieses in heiteren Augenblicken von ihm hierüber erfahren konnte, besteht darin, daß er sich in der überfrommen römisch-apostolischen Kaiserstadt aus einem „Herren- und Damenschneider" in einen Verfertiger künstlicher Blumen, was er mittlerweile erlernt hatte, umschuf, und in dieser neuen Gestalt nicht nur bedeutend mehr Geld verdiente, sondern auch auf die leichteste Weise in Ge-

ſchäftsberührung mit der allerhöchſten Wiener Damenwelt kam. Auf dieſe Weiſe machte er unter anderen auch die Bekanntſchaft einer Sirene, die in der gottesfürchtigen Erziehungsanſtalt zu Pölten (unweit Wien) von Kindesbeinen an zu einem fürſtlichen Kebsweibe erzogen wurde und noch heute als eine der ſchönſten, leider zu früh verwelkten Roſe der Hauptſtadt Oeſtreichs bedauert iſt. Dieſer gefallene Engel verliebte ſich dergeſtalt in den blauäugigen norddeutſchen Blumenfabrikanten, daß in Folge einer Ueberraſchung der beneidenswerthe Proletarier gerade noch Zeit genug fand, dem Rachegelüſte des ergrimmten Gebieters derſelben durch irgend eine verborgene Hinterthüre in den Sicherheitshafen von Paris zu entſchlüpfen. Auf dieſer romantiſchen Flucht war es, wo Weitling dem drückendſten Elende bei Regen und Schneegeſtöber in der arbeitsloſeſten Jahreszeit auf der Landesſtraße anheimfiel, und von Hunger und Kälte getrieben, einmal ſocht, d. h. in einem Privathauſe um Speiſe und Trank einſprach. Dieß bemerkte ein Landjäger, der den „Bettler“ arretirte und ihn aus lauter Chriſtenliebe noch obendrein in ſeinem Wanderbuche durch ein Bemerken brandmarkte, auf welche noch in jüngſter Zeit der Präfekt von Lauſanne mit beſonderer Bitterkeit hinwies. Möge die deutſche Nation über tauſend ähnliche beſonders in Baiern ſich täglich wiederholende Barbareien bald zu Gericht ſitzen! —

In Paris angekommen, wandte ſich der Verfolgte an ſeine deutſchen Landsleute, die den bleichen Kameraden auf's Herzlichſte empfingen und in ihre Vereine führten, die man keineswegs mit gemeinen Schnapskneipen und Saufgelager verwechſeln darf. Denn hier hörte er zum erſten Male mit vielem Scharfſinne von den merkwürdigſten Erſcheinungen der Literatur ſprechen, Pillot's Büchlein: „Weder Schlöſſer noch Hütten“ machte großes Aufſehen unter den Arbeitern und in den überfüllten Arbeitsſälen las nicht ſelten einer der Arbeiter die neu gegründeten Journal: Intelligence, Egalitaire, Tribune du Peuple, Journal du Peuple, etc. etc.

von Lapennerais, Lahautiere, Choron, Dezamy, Dupoty und anderen volksthümlichen Schriftſtellern ſtellenweiſe laut vor, wodurch der in der franzöſiſchen Sprache noch wenig geübte Anlömmling gleichzeitig zur Erlernung derſelben angeſpornt wurde. Dieſer Umgang und der in ihm von Jugend auf gährende, täglich ſtärker gewordene Drang, auch ſeinerſeits etwas für das allgemeine Wohl zu verſuchen, reiften allmälig den Entſchluß in ihm, Nähnadel und Scheere mit der Feder zu vertauſchen und als zweite Geiſtesfrucht eine kleine deutſche Broſchüre: „Die Menſchheit, wie ſie iſt und ſein ſollte," in Paris drucken zu laſſen, die ihm nicht nur den innigen Verband vieler dort lebender Arbeiter, ſondern auch den beſondern näheren Aufenthalt der geheimen Agenten der Philippſchen Hofſpione zuzog. Abſchaffung des Geldes, mithin relative Gütergemeinſchaft zur Herſtellung allgemeinen Menſchenglückes, bildeten die Grundideen dieſes Büchleins, nach deſſen Erſcheinen ein unauslöſchliches Feuer für die Verwirklichung dieſer Ideen ſich von jetzt an in der Bruſt Weitlings entzündete. Täglich ſah er, wie die große Mehrzahl ſeines Gleichen um ihn her litt, und ſich beſonders in den ſogenannten höheren Klaſſen Verbrechen auf Verbrechen thürmte. — Alles nur aus ſchmutzigem Geldintereſſe, Alles einzig des verfluchten Mammons und irdiſchen Vortheils willen, Alles, Alles nur auf Koſten des Volkes! Doch Herr Gabriel Deleſſert, Präfekt von Paris, wollte von dieſer philantropiſchen neuen Oriflamme in der Bruſt des jungen Schriftſtellers nichts wiſſen und ſchrieb vielmehr den neuen kommuniſtiſchen Jünger Deutſchlands mit rother Dinte auf die Spitzen ſeiner Spürnaſen, die demſelben auch wirklich kurz darnach ſo läſtig dünkten, daß der damals noch an keine derartige politiſche Polizeiluft gewöhnte Sohn Michels, auf die Ermuthigung einiger Freunde hin, ſein leichtes Felleiſen von Neuem ſchnürte und vor etwa zwei Jahren auf dem apoſtoliſchen Wagen in Genf eintraf.

Lange vor ſeiner Ankunft daſelbſt (ſchon im Frühjahr

1841) hatte auf Anregung und Vorschlag des dasigen lutherisch-koburg'schen Pfarrer Wend die mehr oder weniger pietistischen Menschenfreunde Lütscher, Lefort, Vernet, Butini, Micheli, Röhrich, Cloparede ꝛc. sich vereinigt, ein Lesezimmer für deutsche Handwerker zu eröffnen, worin diese besonders religiöse Bücher lesen sollten. Ein Glas Wein, eine Pfeife Tabak, eine fromme Zeitung, im Winter ein warmes Zimmer und etwa dereinst eine rothbäckige Kindsmagd — schien indeß Alles, was diese himmlischen Polizeidiener zur Erhaltung der irdischen Knechtschaft dem darbenden Handwerker zu bewilligen geneigt waren. Gegen diese einseitige geisttödende Richtung arbeitete daher aus allen Kräften der wackere, aus Büdingen im Großherzogthum Hessen gebürtige Vorsänger und Leihbibliothekar Ludwig Weigel, dem es auch wirklich gelang, unter Mitwirkung des Dr. Müller (einem Erzieher des Herzogs v. Leuchtenberg), Buchhändlers Keßmann, Professor Galeer, Musikdirektor Wehrstedt, Dr. Pellisier, den Herren Billedale, Theremin, Picot, Perrot v. Pourtales, Niederer u. m. A. einen Gewerbstandsverein zu Stande zu bringen, dem sich ein schon früher in Genf bestandener und in politischer Beziehung einst ganz unbedeutender Lehr- und Singverein anschloß. Denn in diesen war ein starker Samen von Hambach und Steinhölzli gefallen, der den Stiftern des neuen Vereins alsbald um so feindlicher wurde, je mehr er sich entwickelte. Wahrscheinlich um diesem vorzubeugen, hatte man den Statuten eine Klausel angehängt, nach welcher alle politischen Diskussionen in dem Vereinslokale verboten waren und den widerspenstigen Ausstoß treffen sollte. Trotzdem wurde laut politisirt und diskusirt, und gar nicht daran gedacht, diese Klausel in Anwendung zu bringen. Politik schien dem Handwerker unzertrennlich von seiner Belehrung.

Freudig überrascht, in der Grabesstadt Calvin's, der Wiege Rousseau's, einen solchen regen Eifer junger deutscher Mitbrüder vorzufinden, entwarf Weitling rasch den Plan zur

weiteren Ausdehnung des ursprünglichen Zweckes dieses zahlreichen Vereins. Ein Monatsblatt, dessen erste Nummer unter dem staatsgefährlichen Titel: „Hülfsruf der deutschen Jugend“ im September 1841 fast einzig von ihm geschrieben erschien, sollte eine innigere Verbrüderung und Belehrung der in der Schweiz, Frankreich und England verstreuten Arbeiter deutscher Zunge, so wie das Unnöthigmachen aller geheimen Verbindungen zum Zweck haben. „Auch wir wollen eine Stimme haben in den öffentlichen Berathungen über das Wohl und Wehe der Menschheit,“ beginnt er darin, „denn wir, das Volk in Blusen, Jacken, Kitteln und Kappen, wir sind die zahlreichsten, kräftigsten und dennoch am wenigsten beachtetsten Menschen auf Gottes weiter Erde. Seit Menschengedenken verfochten immer Andere unsere, oder vielmehr ihre Interessen, darum ist es doch wahrlich bald Zeit, daß wir einmal mündig und dieser gehässigen langweiligen Vormundschaft los werden. Wie kann Jemand, der unser Wohl und Wehe nicht theilt, sich einen Begriff davon machen? Ohne diesen Begriff, diese praktische Erfahrung, wie ist er im Stande, Verbesserungen unserer physischen und moralischen Zustände vorzuschlagen und einzuführen? Selbst wenn er es wollte, könnte er es nicht, denn nur Erfahrung macht klug und weise. Wer die Lage des Arbeiters richtig beurtheilen will, muß selbst Arbeiter sein, sonst kann er keinen Begriff haben von den Mühen, die damit verbunden sind. Ein in Nichtsthun erzogener und aufgewachsener Mensch kann keine Ansicht von der Richtung haben, welche die einförmige maschinenmäßige Betreibung eines Handwerks den geistigen und körperlichen Kräften des Arbeiters giebt; welchen nachtheiligen Eindruck jedes der verschiedenen Geschäfte auf die Gesundheit übt und wie dem abhelfen? Um die Lage des Arbeiters gründlich beurtheilen zu können, muß es entweder selbst sein, oder doch es lieber sein, als Nichts für sie thun wollen. Der Arzt kann erst dann einen vollkommenen Begriff von einer Krankheit haben, wenn er selbst daran litt.“

Die Klarheit der Begriffe, Neuheit des Stoffes, ja sogar sofortige theilweise Verwirklichung der noch in vielen andern Artikeln ausgesprochenen Vorschläge und Wünsche erregten Aufsehen, denn so hatte noch kein deutscher Handwerksbursche gesprochen. Man vermuthete daher in ihm einen neuen Schneiderkönig à la Münster, Stifter einer modernen Wiedertäufersekte ꝛc. und einige von den sogenannten Beschützern des Vereins, die hinter den Coulissen schon seit Jahren vergeblich die Stricke zum Aufknüpfen der deutschen Fürsten drehten, merkten sehr bald, daß es sich bei der Weitling'schen Theorie um eine viel großartigere Revolution handle, als man auf der Wartburg, im Hambacher Schlosse oder Steinhölzli jemals geträumt hatte. Zwei von ihnen, die wir aber aus Familienrücksichten noch nicht nennen wollen, schossen daher unter † und *** Zeichen der Allgemeinen Augsburgerin zuerst ihre stumpfen Pfeile gegen den vermeintlichen „Wiedertäufer" ab, indem sie ihn als einen mittelalterlichen Narren darstellten (s. die Allgem. Zeit. vom Dezember 1841), der von den französischen Kommunisten wahrscheinlich nach Genf abgeschickt sei, um das reine, edle jungdeutsche Michelthum durch seine „Schustereien" von Grund aus zu vernichten, da, hieß es nun, das sind Franzosenideen, der ist nicht von Hambach, das ist ein Kommunist — unter welcher Beziehung man sich damals einen Menschen vorstellte, dem die Polizei an allen Straßenecken auflauere. Weitling ließ sich jedoch durch dergleichen grobtückische Angriffe in der baierischen Hofzeitung nicht einschüchtern, sondern erwiederte ihnen in N° 2 seines Arbeiterjournals mit edler Würde: „Manche unsrer heutigen Demokraten, die auf den Irrwisch der politischen Frage nur allein die Blicke richten und den Stern der sozialen nicht sehen wollen, hätten am 8. Sept. 1841 im Genfer Handwerkervereine die beste Gelegenheit gehabt, von ihren kranken Ueberzeugungen geheilt zu werden, als dort nämlich die Einrichtung einer gemeinschaftlichen Vereinsspeisewirthschaft mit einer Ruhe und Ord-

nung diskutirt wurde, die jedem hochstudirten Parlament Ehre gemacht hätte. Aber es giebt Männer, die das Glück der Menschheit im Schooße des Vaterlands malen und den Schleier der Vaterlandsliebe darüber werfen. Wohlan, wir gingen den Schleier zu lüften und fanden das Glück der Menschheit unter den Krallen des Nationalhasses bluten. Der Irrwisch des Nationalhasses hat in der Finsterniß ihre Blicke verwirrt und die Blicke des Volkes, das auf ihre Stimme hört. Erst wenn es wieder taget, sehen sie, daß sie sich geirrt und den rechten Weg verfehlt haben. Dann aber sind sie der Anstrengungen müde, und werfen sich nieder unter der Hitze des Tages und verschlafen die kostbare Zeit, bis wiederum die Nacht kommt, wo neue Irrwische und neue Sterne sich zeigen. Dort, rufen sie uns zu, ist das Vaterland! Hinter diesen Grenzen birgt sich euer Glück; denen, die darüber hinauswohnen, müßt ihr die Zähne weisen, wenn ihr des Glückes werth sein wollt. Wendet eure Blicke von jenem fabelhaften Sterne der Gütergemeinschaft und Nächstenliebe, sagen sie, und folget dem Lichte, das wir euch zeigen! Gut, wir folgen. Der Lichtschein eurer und der Stern unsrer Hoffnungen (Republik ohne Eigenthum) liegen in Einer Richtung. Ihr seid mit Reisemitteln bis Herrmannsstadt versehen; das Ziel unserer Reise ist darüber hinaus. Findet ihr in Herrmannsstadt (den Nationalitätsschranken) keine gute Herberge und fühlt ihr noch Muth und Kraft, die Reise fortzusetzen, so kommt mit uns nach Gleichenstein, dort ist für Alle mit gleicher Liebe gesorgt, und wir wollen uns als treue Kameraden auf der beschwerlichen Reise nicht verlassen. Aber saget nicht gleich nach der dritten Bitte: Amen; sondern betet mit uns weiter bis zur siebenten, wie unser großer Meister uns gelehrt, und erst nach der siebenten erschall ein frohes, freudiges, allgemeines Amen: dann werden wir Alle den schönen Morgen der Befreiung von Despotie sehen. Lasset

uns darum einig und ſtark ſein im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe; laſſet uns nach dem auf vernünftigem Wege erreichbaren Nützlichen ſtreben, ohne das uns unmöglich ſcheinende Gute zu bekämpfen, dann wird die Menſchheit dem Ziele höherer Vollkommenheit immer näher rücken. Die Gelegenheit und die Mittel unſerer Lage theilweiſe zu verbeſſern, liegen in unſerer Hand. Laſſet uns daher gemeinſchaftlich handeln, dieweil es noch Zeit iſt und gebet nicht zu, daß das Schiff unſerer Hoffnungen auf der Sandbank des Zweifels oder der Uneinigkeit ſtrande, weil wir (die Kommuniſten) ſonſt allein das Ziel unſerer Reiſe auf dem Wege der Beharrlichkeit (des Märtyrerthums) verfolgen müßten."

Das war zu viel für die bloß reichsſtändiſchen Gewiſſen der heimlichen Triebfedern Jungdeutſchlands. Von einem Schneider wollte man ſich ſolche Wahrheiten nicht ſagen laſſen. Man überſchüttete daher den unberufenen Schulmeiſter mit den eckelhafteſten Schimpfreden, nannte ihn Spion Ludwig Philipps (!), bezahlten Agenten des Herzogs von Braunſchweig (!!) u. dgl. Witz mehr und brachte es ſogar mit Hilfe polizeilicher Ohrenbläſer und einiger verblendeter Schreinergeſellen im Vereine ſo weit, daß ſich der faſt alleinſtehende Weitling gleich einem zweiten Rouſſeau ſtatt auf die Petersinſel oder Motiers-Travers in die Einſamkeit des orientaliſchen Platzes von Vivis zurückziehen mußte, von wo er ſeinen Hilferuf unter dem veränderten Titel: „Die junge Generation" bei Michod fleißig redigirte. Leider geſtattet uns der Raum eines gegenwärtigen Flugblattes nicht, eine nähere Charakteriſtik dieſer etwa vor zwei Jahren gegründeten erſten kommuniſtiſchen Zeitſchrift zu liefern. Die Artikel: „So kann es nicht bleiben;" „Europa im Jahre 2000;" „Widerſprüche heutiger religiöſer und politiſcher Geſetze;" „Die Regierungsform des kommuniſtiſchen Prinzips;" „Das Naturgeſetz" und eine Menge vortrefflicher Korreſpondenzen aus England, Frankreich und Preußen (deren Eine: „Die

Berliner Familienhäuser" die Rheinische Zeitung mit zu Grabe trug), verdienten wirklich einer nähern Erwähnung. Aus allen diesen Artikeln geht klar hervor, daß der Kommunismus, wie ihn Weitling auffaßt, die Verbrüderung aller Völker in eine allgemeine Weltrepublik bezweckt, in der es kein persönliches Eigenthum, keine Reiche, keine Arme, keine Umsonstfresser, keine Faullenzer, keine Gesetze, sondern nur Pflichten giebt. Kurzsichtige, welchen so etwas wie ein Hirngespinnst klingt, mögen bedenken, daß Weitling von der ärztlich bestätigten Grundidee ausgeht, jeder Mensch wird gesund geboren, und die Mutter Natur giebt ihm keinen viel edlern Trieb zur Arbeit und Beschäftigung, als den Geldstachel mit. Eine Ansicht, die schon Rousseau vertheidigte, und gleichgute Erziehung aller Kinder wollte, um zu wissen, wer eigentlich Talent habe und was eigentlich sein natürlicher Beruf sei?

Allein wichtiger als alle diese Bruchstücke, scheinen uns die, in ihren Wirkungen unberechenbaren „Garantien der Harmonie und Freiheit," von Weitling, die bei Michod in Vivis erschienen und ein vollständiges System seiner Ansichten enthalten, das in der literarischen Welt große Aufmerksamkeit erregen dürfte. Seit Rousseau sind die eiternden Wunden der menschlichen Gesellschaft nicht mit größerer Geistesschärfe aufgedeckt worden, als in diesem 14 Bogen starken und dennoch nur 15 Batzen kostenden Buche. Mit einer Beobachtungsgabe, einem schöpferischen Talent, einer südlichen Glut, die es an die Werke der kühnsten Schriftsteller reiht, führt er darin den Leser im ersten Abschnitt aus dem entferntesten Winkel der Erde, aus der Hütte des Elends in den Wollustsitz des Reichen, um ihn am Ende eines jeden Kapitels auf einer Zinne stehen zu lassen, von deren schwindelnder Höhe man mit Schrecken in den vor ihm gähnenden Abgrund der Gegenwart hinabstarrt. Im zweiten Abschnitte wird man allmälig beruhigter; er entwirft

darin ſein neues, ohne materielles Perſonaleigenthum beſtehendes, d. h. kommuniſtiſches Staatsgebäude, das die ganze Menſchheit umfaßt, und Einführung des Vernunftglaubens, gleichförmige Primarerziehung aller Kinder, Errichtung von Schularmeen, Centralmeiſterkompagnien u. ſ. w. zur Grundlage und eine philoſophiſche Heilkunde ſtatt Aerzten, das Erblühen von Künſten und Wiſſenſchaften, ſo wie das ungetrübteſte Familienglück zur Folge hat. Einem regierungsräthlichen Trio überträgt er unter beſtändigem Wechſel die oberſte Leitung dieſer koloſſalen republikaniſchen Staatsmaſchine, die ſich erſtaunlich leicht bewegt und in der von Geld keine Rede iſt, ebenſo werden die Zuchthäuſer ꝛc. nur in den Muſeen als antiquariſche Seltenheit in Spiritusflaſchen gezeigt, weil keine Uebertretung der Geſetze mehr möglich iſt, indem in der Gemeinſchaft überhaupt nur Pflichten exiſtiren. Als Uebergangsperiode und möglichen Vorbereitungsweg zur Gemeinſchaft empfiehlt er im 18. Kapitel die Gründung von Vereinen, Aſſociationen ꝛc. ꝛc. und fordert die Reichen, Republikaner und abſoluten Regierungen zu freiwilligen Zugeſtändniſſen auf, damit ſich die verarmte große Mehrheit nicht dereinſt gewaltſam der Güter der kleinen Minderheit bemächtige, wie wir dieß wahrſcheinlich an einem ſchönen Morgen von England und Frankreich leicht zu gewärtigen haben, und wofür auch bei uns ſchon die zeitweiſe Einſtellung der Arbeiten in großen Städten, die vereinzelten Aufſtände und Attentate, die planmäßigen Plünderungen einzelner Geſellſchaften, die zahlreichen Brandſtiftungen, ſo wie die unerhört ſich mehrenden Diebſtähle ſprechen, was nach Weitlings Anſicht Alles kleine Vorpoſtengefechte eines allgemeinen Krieges gegen das Eigenthum ſind. „Darum“ ruft er am Schluſſe ſeiner Vorſchläge der Menſchheit zu, vereinet Euch Alle, denn vereinzelt iſt der Menſch eine ſchwache Kreatur im großen Weltraum, aber vereinigt, was iſt er da nicht Alles im Stande? Vereinzelt kann ihn ein Gewitter

einschüchtern, eine Ratte ihm Furcht einjagen; vereinigt läßt sich der Elephant von ihm zum Lastthier abrichten und die Blitze des Himmels sich ihre Bahn bezeichnen. Vereinzelt ruft ihm der reißende Waldstrom zu: bis hierher und nicht weiter! Vereinigt ringt er den Brandungen des Meeres Königreiche ab. Vereinzelt knausert die Natur mit ihm über ihre Gaben; vereinigt zwingt er ihr Reichthum und Ueberfluß ab. Vereinzelt muß er im Schweiße seines Angesichts sein Brod essen; vereinigt wendet er seine geistigen Kräfte vortheilhaft an und ersetzt seine physischen durch die Kraft der Elemente." Ob etwa dieser Geist freiwilliger Vereinigung, der sich bei größern industriellen Unternehmungen heute schon hinlänglich kund thut, mächtig genug ist, um mit den fortschreitenden Bedürfnissen der Völker Takt zu halten, ob ein zweiter Lykurgus sobald sich finden dürfte, der hiefür wirken und damit anfangen wird, statt seines Regentenkopfs mit Wappen, einen Hammer, eine Feder oder Scheere mit 1, 2, 3 oder 5 Stunden Arbeit auf seine Münzen schlagen, und den Staat als Universalerben für jeden Todesfall einsetzen zu lassen. Das ist eine große Frage? Deshalb setzt er, Seite 230, sehr bedenklich hinzu: „Ob dieß Alles nun durch die reine geistige Gewalt allein ausgekämpft werden, oder ob sich die rohe physische Gewalt dazu gesellen wird, das müssen wir erwarten. Wenn ich nicht vor Allem hauptsächlich zunächst die natürliche Gleichheit Aller wollte, so tröstete ich mich mit so vielen Andern sogenannten Radikalen: Das Prinzip der Gütergemeinschaft wird sich ganz allein auf dem Wege progressiver Steuern und der Aufklärung verwirklichen. Doch ist eine Revolution wahrscheinlicher und uns näher, als Manche glauben, denn nur durch Krieg und Revolutionen wurden die Religionen verbreitet, und nur durch dieses wechselten, erhielten und befestigten sich die Herrscherfamilien; nur durch Krieg und Revolution erzwang sich die Kirchenreform ihre Anerkennung, und England, Frankreich, Preußen,

Schweiz, Amerika, Spanien, Schweden, Norwegen, Holland, Belgien, Griechenland, die Türkei, Hayti und ſo alle Nationen verdanken jeden Zuwachs ihrer politiſchen Freiheiten nur den Revolutionen." Hierüber bemerkte ihm nun der Staatsrathspräſident Druey ſehr naiv, daß er eine höchſt gefährliche Ermunterung zum Aufruhr ausgeſprochen habe, deren Folgen unberechenbar ſeien, namentlich wenn man bedenke, daß die Kommuniſten nach dem Beiſpiele des geiſtreichen Franzoſen J. P. Proudhon alles Eigenthum als moraliſchen Diebſtahl erklären und mithin Jeden für einen Spitzbuben halten, der beſſer eſſe und trinke, beſſer ſich kleide und wohne als jeder Andere. Eine ſolche Umkehrung aller bisherigen Rechtsbegriffe, die den Verbrecher nur als Kranken, als Opfer der Geſellſchaft anſehe, könne zwar eine philoſophiſch wichtige, ſchrecklich-neue Entdeckung genannt werden, aber ſie ſei zwar radikal (!) und müſſe unfehlbar die bisherigen Klaſſen der Geſellſchaft gegen einander in Wuth ſetzen. Weitling, der allerdings aus Erfahrung wußte, daß eine klare unverhohlene Sprache dem Volke verſtändlicher ſei als ungeſalzener politiſcher Zeitungsbrei, und der vor allen Dingen Niemandem ſeine Ueberzeugung zum Opfer brachte, vertheidigte ſeine Anſichten nicht nur höchſt lebhaft, ſondern führte auch in der Dezembernummer (1842) ſeiner „Jungen Generation" eine neue Batterie von zwölf Geſchützen gegen das Eigenthum auf, die er unter dem Titel: „Zwölf Gründe gegen das Eigenthum" mit der Frage ſchloß: Was iſt alſo das, ein Eigenthum? ... Nichts anderes, als die von Einzelnen betriebene, zufällige, willkürliche, eigenmächtige, liſtige oder gewaltſame Beſitznahme und Benutzung eines von der Natur für Alle beſtimmten Gegenſtandes. Diebſtahl iſt ganz dasſelbe.

Kein Wunder, wenn dieſe Lehren Weitlings in den ſchweizeriſchen Zeitungen ein arges Geſchrei hervorriefen und die wohlgepuderten konſervativen Haarzöpfe und Salons-

puppen vor einem solchen Schneidergesellen erzitterten. Befreiung der ganzen Menschheit, Abschaffung des Eigenthums, der Erbschaft, des Geldes, der Belohnungen, der Gesetze und Strafen, sowie eine gleiche Vertheilung der Arbeiten und Genüsse; je nach den natürlichen Verhältnissen — mit einem Wort, ein unaufhörliches Niederreißen alles Bestehenden, so lange es noch Arme und Reiche gebe und die Gesellschaft dem Wohle Aller nicht entspreche; das klang zu barbarisch selbst dem Trommelfelle derjenigen Schweizer und Deutschmichel, die sich in Grüttli- und Jungdeutschen-Vereinen zur Erzielung einer Einheit der Schweiz und Deutschland verbunden hatten. Von einem solchen kommunistischen Menschenteige, schrieen sie laut, wollen wir nichts wissen, noch viel weniger unser Geld für den Druck solcher Ideen hergeben. Selbst der junge kluge kommun-hegelianische Dr. Heß aus Köln schrieb eine lange Kritik des Weitling'schen Buches, worin er ihm vorwarf: 1) von dem Gleichheitsprinzip zu einseitig auszugehen und das Freiheitssystem zu weit bei Seite zu lassen; 2) die Tugend, d. h. jene freieste selbstthätige Geistesbewegung des Menschen ganz aus dem Spiele zu lassen; 3) nicht bloß zu unterscheiden, sondern gleichsam den Geist mitten durch zu schneiden und rechts Arbeit, links Genuß hinzustellen, weßhalb die Arbeit stets gezwungen erscheine, was um Alles in der Welt zu verhüten sei. Arme, Verblendete! Kann denn ein Mensch frei sein, bevor nicht alle gleich sind? Muß nicht die Gleichheit der Freiheit vorangehen, sonst führt ja Eure, ohne Gemeinschaft rein unmögliche sogenannte Rechtsgleichheit, d. h. Gleichheit vor dem Gesetze, immer wieder nur zur Herrschaft und Freiheit Einiger? Nennt Ihr das Freiheit, so lange Euer zerlumpter Mitbruder im Straßenkothe Hunger leidet? Nennt Ihr das Gleichheit, wenn der dicke Stadtherr nur bei den Erneuerungswahlen und politischen Lotteriespielen mit seinem Landschulder eine Flasche trinkt, und ihn moralisch todt schlägt? Nennt

Ihr das Gleichheit, so lange der Zwerg des Reichen eine sorgfältigere Erziehung erhält, als das muntere Kind des Armen? Schwatzt doch nicht von Freiheit und Gleichheit, wenn man bloß solche Bauern im gesetzgebenden Körper als Landschaftsvertreter sieht, die den größten Misthaufen vor der Thüre haben, dem Pfarrer den besten Schinken bringen, d. h. die reichsten sind; schwatzet doch nicht von Freiheit u. Gleichheit, so lange sich Euere Weiber schämen, den armen die Schwesterhand zu reichen; schwatzt doch nicht von Freiheit und Gleichheit vor dem Gesetze, so lange Eure Gewaltigen bis nach Mitternacht schwelgen, während der arme Pintenwirth bestraft wird, einem Lazarus nach 10 Uhr noch ein Glas Eures privilegirten Branntweingifts eingeschenkt zu haben; schwatzt doch nicht von Freiheit und Gleichheit, so lange der Betrug, gleichviel unter welcher Form, an der Tagesordnung ist; schwatzt doch nicht von Gedanken- und Preßfreiheit, so lange Eure Kinder noch von bekutteten und unbekutteten Jesuiten moralisch vergiftet werden und Euere Staatseinrichtungen so schwach sind, daß sie morgen wieder zusammenfallen können; schwatzt doch nicht von Christenthum und Religionsgefahr, so lange Euch der Pfaffe noch ohrfeigt und tyrannisirt, ohne ihn vor Euren ordentlichen Richter ziehen zu können; schwatzt doch endlich nicht von rechtsverletzenden Angriffen gegen das Eigenthum, da Ihr ja selbst das Eigenthum des Privatmannes umstoßt, so oft es in Euren Kram paßt; mit einem Worte, Ihr schleicht nur wie die Katzen um den heißen Brei, zählt mittelst Tare und Hypothekenschreibern alle sichtbaren Geldbeutel und begnügt Euch mit einem Theile des Inhalts — genannt Progressivsteuer. Die Kommunisten dagegen verlangen Alles für Alle. — Wer ist nun konsequenter, Ihr oder die Kommunisten?

Dieser Kampf des Kommunismus und Redikalismus ist wahrhaft possirlich. Beide Parteien haben den gleichen Zweck: Das Wohl aller Menschen durch die beste

Regierungsform zu begründen, nur sind sie über Mittel und Wege, diesen schönen Zweck zu erreichen, nicht ganz einig, und deßhalb liegen sie sich in den Haaren oder geberden sich in diesem Augenblick wie zwei Streithähne. Die Radikalen glaubten sich nämlich bisher im alleinigen Besitze des Steines der Weisen und können nicht begreifen, daß sich dieser Stein, wenn er Feuer sprühen sollte, nach Aussage der Kommunisten zunächst in Brod verwandeln müsse. Erstaunt fühlen sich die Radikalen überrumpelt und erklären Letzteres für eine philosophische Verrücktheit, indem sie der Welt weiß machen, der Geist müsse zuerst gebildet sein und dann der Körper befriedigt werden. Klingt verführerisch, aber doch unsinnig. Gebt Euren Dorfschulmeistern erst tausend Franken statt 150 oder 300, und wir wollen dann weiter mit einander sehen, wer eigentlich Geist habe? Bis heute glaube ich, waren wir Alle nur Stümper. Auch den Kommunisten gehört nur so lange die Zukunft, als sie nach der Herrschaft des Geistes, der Wissenschaft streben, ohne metallene Anerkennung. Sobald dann die Tyrannei des Geldes gebrochen, wird der Geist den Körper und nicht mehr wie heute der Körper den Geist durchdringen und bedingen, d. h. dann erst werden wir vollständige Individuen sein. Für heute sind wir Alle noch Sklaven unserer Leidenschaften und äußerer Verhältnisse, gegen welche das vorhandene Christenthum als Regulator oder Dämpfer zu schwach scheint. Lächerlich bleibt es aber vor allen Dingen, abseiten der schweizerisch-deutschen Presse, dem National kindisch nachzuplaudern, der Kommunismus sei ein Unding, eine Arbeitergemeinschaft, ein spanisches Luftschloß, für das die Radikalen gar keinen Sinn (Sympathie) haben dürften. O Sanctissima! schaut nur den Metternich und die übrigen europäischen Schwarzkünstler am Frankfurter Bundestag, wie sie über Eure stockfinstere Verblendung sich heimtückisch in die Faust lachen. Sachte, sachte, flüstern sie, wie der Komödiant Oconnel, dem noth-

leidenden Volk zu, also die Radikalen sind unsere Avantgarde und können es nicht leiden, wenn ein ungeheurer Volkslöwe mit seiner gewaltigen Stimme zwischen hineinbrüllt, und ihre Heiserkeit übertönet. Ein solcher ungeheurer Völkslöwe ist in der That Weitling, der frisch von der Leber weggebrüllt und dessen „Verstandsschärfe" ihr bewundert, dessen Tonleiter Euch aber mißfällig an's Ohr summt, weil sie mit der Savigni'schen Pandektenleier im Widerspruch steht. Ihr seid darum schlecht gewandte Vorkämpfer der Freiheit und die Zürcher Konservativen haben Euch abermals überrumpelt, indem sie den Nagel auf den Kopf getroffen, den Kommunismus zwar schrecklich verhunzt, ihn als einen jämmerlich verallgemeinerten Eigennutz ohne alle idealen (?) Güter der Menschen darstellen, aber doch einsehen: „daß der Kommunismus ein unermeßlicher Abgrund sei, welchem alle bisherigen Rechte, alle menschliche Einrichtungen (Institutionen), die mit schwerer Arbeit im Laufe der Jahrhunderte zum Wohle der Völker und der Menschen erzeugt worden sind (sic), alle göttliche (!) und menschliche Ordnungen gestürzt werden, Gefahr laufen! Für diesen gelehrten Fingerzeig wird der Verfasser der Zürcher Staatsschrift gewiß noch zum östreichisch-preußischen Ordensritter — — — doch kehren wir zu Weitling zurück.

Fragen wir jetzt, warum blieb Weitling nicht auf waadtländischem Boden, um von den reizenden Ufern des Genfersee's als neuer „Heiland" fort zu wirken?... Da kommen wir endlich zur Katastrophe seines Drama's.

Arm, fast stets ohne Geld, wie jeder ehrliche Schriftsteller, der keine Schelling'sche Hof-Philosophie wiederkäut, verdoppelten die Druckkosten, Portoauslagen ꝛc. ꝛc. seiner Zeitung und seines Werkes immer mehr die drückende Lage Weitlings. Kein voller Gulden blieb ihm per Tag nach Abzug sämmtlicher Ausgaben von der Einnahme übrig, die übrigens aus allen Ecken Europa's nur batzenweise zusammenwandern mußte, weil seine Abonnenten größtentheils arme

Arbeiter waren, deren Beutel in der Regel ſtets leer ſind. Außerdem ließ ihn der weltberühmte Miniſter Guizot im Frühjahr ein großes Packet „Junger Generationen“ an der Grenze von Beſançon verbrennen, wodurch er ihm an 600 Franken von ſämmtlichen franzöſiſchen Abonnenten plötzlich abſchnitt. Dieſe heldenmüthige That deſſelben Mannes, der kurz vorher noch öffentlich erklärt hatte: Il est impossible de voir, sans une compassion profonde, tant de créatures humaines si miserables ... cela est douloureux, très douloureux à voir, très douloureux à penser; mais il faut y penser, y penser beaucoup: car l'oublier il y a tors et grave péril! (Es iſt unmöglich ohne tiefes Mitgefühl ſo viele unglückſelige menſchliche Geſchöpfe zu ſehen.... Das iſt ſchmerzlich, ſehr ſchmerzlich zu ſehen, ſehr ſchmerzlich daran zu denken: aber man muß daran denken, viel daran denken: denn es zu vergeſſen, wäre Unrecht und große Gefahr!) ſo wie auch vielleicht der von Herrn Bluntſchli errathene Gedanken, nicht bloß ſchriftlich, ſondern auch perſönlich zu wirken, veranlaßten ihn nach Lauſanne zu gehen, wo er in der ebenfalls nach ſeinen Plänen eingerichteten Vereinswirthſchaft freien Tiſch hatte. Ein ſchmales Nachtlager, oft zu dreien im engen Zimmer, ein Stück Brett als Schreibtiſch und mitunter eine Taſſe ſchwarzen Kaffee — war Alles, worauf ſich ſeine Lebensbedürfniſſe beſchränkten. Nie hat ein Deutſcher in der Schweiz züchtiger, nüchterner, ſtrengſittlicher gelebt, als dieſer jetzt von allen conſervativen Schreiern der verwerflichſten Umtriebe beſchuldigte Weitling. Er iſt unſeres Wiſſens Niemand auch nur einen Heller ſchuldig und ſeine Oekonomie, die ſeine Feinde hinterrücks oft als Verſtellung bezeichneten, ging ſo weit, daß er ſich bei aller Lebensluſt einer Menge entbehrlicher Nahrungs- und Bekleidungsgegenſtände, z. B. Strümpfe, Handſchuhe, Unterkleider, Wein, Zucker, Seife u. dgl. enthielt und aus Stolz, Gegenverbindlichkeiten einzugehen, oft die herzlichſten Einla-

dungen zu Luſtbarkeiten ſeiner Freunde ausſchlug. Ungeachtet dieſer wahrhaft aszetiſchen Lebensklugheit legte ihm das böſe Geſchick, Teufel im gewöhnlichen Leben genannt, dennoch eine arge Schlinge — einen Fallſtrick, aus dem er ſich zeitlebens ſo leicht nicht wieder herausarbeiten dürfte, wenn ihm keine europäiſche Bewegung zu Hilfe kommt. Im Merz 1843 ſchrieb ihm die Buchdruckerei von Irmel und Komp. aus Langenthal, im Kanton Bern, daß ſie ihm ſeine „Junge Generation" bedeutend wohlfeiler als Miſchod in Wiwis drucken wolle, wenn er ſich an der Redaktion des von ihr verlegten „Schweizeriſchen Volksboten" betheilige. Weitling, obwohl nie viel an dem politiſchen Tagesgewäſche verrathend und aus guten Gründen wenig Vertrauen zu der Bärner Preßfreiheit hegend, folgte dennoch dieſem Rufe, wozu ihn wohl noch einige perſönliche Mißhelligkeiten in Lauſanne beſtimmt haben mochten.

Auf dem Wege dahin hatte er in Murten eine höchſt merkwürdige Unterredung. Er ſtritt ſich nämlich mit dem Unterzeichneten darüber: welches wohl das größte Hinderniß für den Fortſchritt und endlichen Herſtellung der Freiheit und Gleichheit Aller ſei? wobei Beide bald übereinkamen, daß es lediglich der von den Pfaffen eingebläute blinde Offenbarungs- oder Bibelglaube ſei, der die rein demokratiſche Gleichheitslehre der älteſten und größten Denker mißkannt, wo nicht abſichtlich verſtümmelt und ſomit den einfältigſten Aberglauben mit allen ſeinen nachtheiligen Folgen auf der Entwicklung aller Lebensgebiete, Induſtrie ꝛc. ꝛc. erzeugt habe. Man müſſe alſo im Sinne der Fichte- und Hegel'ſchen Schule dem poſitiven Chriſtenthume auf den Leib rücken, Chriſtum nur als einen großen Weltreformer darſtellen, aus dem ſich die Pfaffen ſchlau einen Gott zugeſchnitzt hätten und an deſſen Menſchlichkeit heutzutage kein Schulkind mehr zweifle. Demnächſt müſſe man an die Stelle der biſchöflichen und konſiſtoriellen verordneten Schulkatechismen eine Art Newyorker

Vernunftkatechismus ſetzen, in welchem man dem Volke i
klaren eindringlichen Worten begreiflich zu machen ſucht, daß
ſo lange es ſich noch mit Milch, Schnaps, Kartoffeln un
der erlogenen Ausſicht auf eine Art Muhamedaniſches Para
dies begnüge, der Menſch eigentlich ein Thier in menſchliche
Geſtalt bleibe. Weitling, der früher viel auf den Buchſtabe
der Bibel hielt (ſiehe ſeinen Hilferuf) und ſelbſt einige Neigun
für das morgenländiſche Hirngeſpinnſt eines tauſendjährige
(Corinthus) Reiches laut ſeiner Korreſpondenz mit einige
Aargauern und Berner Oberländern hatte, fand dieſen Vor
ſchlag vortrefflich mit ſeinen Manuſcripten übereinſtimmend,
die er, ob zwar in noch unvollſtändigen Folioblättern, in eine
Mappe unter dem Arm trug. Dieſe Anſicht ſcheint ſich i
Langenthal und dem Oberaargau nach eigener Anſchauung
der dort ſtark verbreiteten Chiliaſten und Wiedertäuferſekten i
ihm vollends verſtärkt zu haben, denn alsbald begab er ſich
nach Zürich, um im Sinne jener Unterredung und früherer
Pläne dem poſitiven Glauben durch Herausgabe einer neuen
Erklärung des Evangeliums einen derben Stoß
zu verſetzen.

Der Proſpekt des „Evangeliums der armen Sün-
der“ iſt in Jedermanns Hände. Das Buch verfällt bekannt-
lich in 23 Kapitel, deren Ueberſchriften allein vermochten, die
hochweiſe Staatsanwaltſchaft des chriſtlich-hehren Zürcher
Volks in Schrecken zu ſetzen.

Die Welt kennt jetzt des Druckes Unterbrechung. Un-
geachtet das gefürchtete religiöſe Federkind noch gar nicht das
Licht erblickt hatte, wurde der harmloſe Vater desſelben in der
Nacht vom 8. zum 9. Juni 1843, nach zweimonatlichem,
unbeſcholtenen, polizeilich genehmigten Aufenthalte in Zürich,
auf dem Wege in ſeine Wohnung gleich einem Staatsverbrecher
erſter Größe feſtgenommen und in ſtrengen Verhaft abgeführt.
Nach dieſem ausgezeichneten Griff, wie der regie-
rungsliſtige „Beobachter aus der öſtlichen Schweiz“ in ſeiner

chriſtlichen Todesangſt und ſeinem Septembergeſichte dieſen nächtlichen Fang nennt — begaben ſich die beiden regierungsräthlichen Menſchenfänger, genannt Staatsanwälte Rahn und Spöndli, von ihrem Sbirrenchef Fehr (eigentlich Fouché) und einer Abtheilung Landjäger begleitet, auch mit dem Reichsſtempel, Siegellakſtangen, Bindfaden u. ſ. w. verſehen, Nachts Ein Uhr in die Wohnung des Buchdrucker Heß im Falken zu Stadelhofen bei Zürich, um daſelbſt auf alle Privat- und Dienſtpapiere des Eigenthümers dieſer „ſtaatsgefährlichen" Druckerei, hauptſächlich aber auf das neueſte geiſtige Eigenthum des obenerwähnten Weitling, nämlich auf ſein „Evangelium der armen Sünder" eine hochnothpolizeiliche Raubjagd zu machen.

Läge Zürich am todten Meere oder in China, oder lebten wir noch in den eiſernen Zeiten des großen Zauberers Theophraſtus Paracelſus, ſo würde kein Hahn wegen eines ſolchen nachtwandleriſch-religiös-politiſch-mikroskopiſchen Bücherſturms krähen, noch weniger es der Feder eines Mannes aus der Volksklaſſe vergönnt ſein, ihre Galle über dieſen chriſtlichen Mißgriff zu leeren. So aber leben wir Gott Lob im neunzehnten chriſtlichen Jahrhunderte, in welchem — gedankt ſei es den Beſtrebungen aller revolutionären Männer! — faſt kein Apfel mehr vom Baume der Erkenntniß fällt, ohne daß nicht hundert Heißhungrige danach haſchen, die neue Frucht in Augenſchein nehmen, wohl gar darein beißen und dieſelbe verſchlucken. Erwiedert dann der Magen des Genießenden: dieſe Frucht iſt noch nicht reif, ich kann ſie nicht verdauen! ſo werden die natürlichen Heilbeſtrebungen eines jeden kräftigen Organismus, mit welchem wir bei geſunder Nahrung und vernünftiger Erziehung Alle gleichartig geboren ſind, dieſe Schmerzen ſchon ſelbſt zu dämpfen wiſſen, indem ſie entweder dieſe bittere, unverdauliche Frucht ausſpeien oder ihre nachtheilige Folgen

durch einige niederschlagende Brausepulver aus der Allgemeinen Augsburger Hofapotheke vereiteln oder neutralisiren?

Aber mit dem Knüppel der rohen Regierungsgewalt dreinzuschlagen, die Häuser schlafender Bürger mit Gendarmen zu umzingeln; arme, an Geist und Körper vernachläßigte Handwerksburschen moralisch gebrandmarkt zum Land hinaus zu jagen; von allen Hunden gehetzte erwerblose Flüchtlinge mit Spionen zu umlagern und zur fürchterlichsten Raserei, d. i. zum Selbstmorde, zu treiben; endlich den Verfasser eines rein philosophischen Buchs unter der lächerlichen Angabe, als predige er den individuellen Diebstahl und sein Evangelium sei eine Diebsreligion — um Mitternacht auf öffentlicher Straße aufzugreifen, um ihn in dumpfer Kerkerluft des In- oder Auslandes hinter Eisenstäben das edelste Geschenk Gottes, die Vernunft, verfluchen zu lernen und bei lebendigem Leibe vermodern zu lassen: das ist barbarisch, das ist unchristlich, das ist tausendmal schmerzlicher als der gewaltsame Tod Christi; das ist ein durchdachter, jahrelanger, immerwährender Mord, gegen den die Martern des Alterthums nur Kinderspiele sind, das muß sogar die gefallenen Helden für Freiheit, Gleichheit und Brüderschaft aller Völker noch in ihren Gräbern empören; — das endlich feuerte den Unterschriebenen um so mehr an, die Verwirklichung dieser ewigen Grundwahrheiten desto lauter vorläufig zu vertheidigen, und hätten selbst tausend Aristokraten mit ihren Söldlingen ihre vergifteten Dolche auf die wehrlose nackte Brust desselben gezückt!

EIGENTHUM DES LITER.-MUSEUM

Sebastian Seiler,
Justiz-Aktuar aus Preußen.

Kerkerpoeſien.

Von

W. Weitling.

Hamburg.
Bei Hoffmann und Campe.
1844.

UNIVERSITÄTS- U. LANDES-BIBLIOTHEK
HALLE
(SAALE)

H. G. Voigt's Buchdruckerei.

1726 A 2374

Vorwort.

Lieber Leſer!

Hiermit erhältſt Du wieder ein Lebenszeichen von mir, einige von mir im Gefängniß gemachte Gedichte, aus deren Inhalt Du Dir einen Begriff meiner Gemüthsſtimmungen in meiner damaligen Lage als Gefangener machen kannſt.

Ich machte dieſe Gedichte theils um mich zu tröſten und aufzuheitern, theils nur um mich zu beſchäftigen. Erſterer Beweggrund ſchuf beſonders die Gedichte: „Verzage nicht!“ „Hoffnung!“ „Wunden und Balſam!“ welches bei Beurtheilung der-

ſelben nicht überſehen werden darf. In letzterwähntem Gedicht, wie in: „das verplauſchte Böcklein" ſprechen ſich Befürchtungen aus, die ſich ſpäter nicht verwirklicht haben und die ich, wie einige andere Stellen, jetzt abändern würde, wenn ich damit nicht ein treues Bild meiner damaligen innern Gefühle geben wollte. Es iſt hier nicht am Platz, Dir einen vollkommenen Begriff meiner Lage als Gefangener zu machen, dieſe Aufgabe werde ich wohl ſpäter ausführlicher löſen, indeß halte ich doch folgende kurze Darſtellung in dieſem Vorwort noch für nothwendig:

Denke Dir einen Mann, der im Strudel ſeltener Schickſale immer wie Andere die Verbeſſerung ſeiner Lebenslage im Auge hatte, aber zu dem Schluß kam, daß dieſelbe ohne die Verbeſſerung der Lebenslage aller Uebrigen nicht dauerhaft möglich ſei; der, nachdem er ſich durch eigene Studien von der Möglichkeit eines ſolchen Zuſtandes überzeugt hatte, ſich ohne

die Hoffnung der Verwirklichung deſſelben und ohne thätige Mitwirkung für die Erreichung eines ſolchen Zuſtandes nicht glücklich fühlen konnte.

Denke Dir dieſen Mann von einigen ſeiner Freunde falſch beurtheilt und ſomit in die Nothwendigkeit verſetzt, dieſen ſeine Aufopferung und Uneigennützigkeit durch Nichtachtung der Gefahren auf's Neue zu beweiſen.

Denke Dir denſelben in der Gewalt ſeiner bitterſten Feinde, ein Opfer ſeiner Ueberzeugung, in die Unmöglichkeit verſetzt, den über ihn und ſein Wirken ausgeſprengten Verläumdungen, Lügen, Intriguen und Irrthümern kräftig zu begegnen; denke ihn Dir mit dem Bewußtſein, einen wichtigen, die Erkenntniß der Wahrheit bezweckenden Gedanken, zum Wohle der Menſchheit noch veröffentlichen zu müſſen, und in halber Verzweiflung befürchtend, daß ihn dazu von ſeinen Feinden nun jede Gelegenheit abgeſchnitten werden würde.

Denke Dir denſelben in dem Glauben nach dem Maßſtabe des züricher Rechts(?)-Verfahrens in Preußen, ſeinem Vaterlande, auf den Inhalt ſeiner Schriften hin, eine nochmalige Unterſuchung, ſo geiſt- und lebentödtend wie die frühere, beſtehen zu müſſen, und mit der Ueberzeugung, daß dadurch ſeine moraliſche und phyſiſche Kraft zu Grunde gehe; denke Dir dies Bild mit allen erdenkbaren, raffinirten geiſtigen Martern ſchattirt, ſo wirſt Du Dir das Bedürfniß erklären, das mich treibt, jetzt wieder anſtatt zur Nadel und Scheere, zur Feder zu greifen.

Es war nicht Widerwille gegen mein Handwerk, was mich veranlaßte, ſchriftſtelleriſche Verſuche zu machen, es war weder Ehrgeiz noch perſönliches Intereſſe. Nein, das war es nicht! — Ich fand in der Literatur eine ungeheure Lücke noch nicht ausgefüllt, hielt die Ausfüllung derſelben für das dem Wohle der Geſellſchaft Allernothwendigſte, und machte mich nur an die Arbeit, weil ich ſah, daß ſie, ſo

viel mir bekannt war, kein anderer deutſcher Schriftſteller unternahm. Dieſe Thatſache ſteht unwiderlegbar feſt, eben ſo meine Ueberzeugung, daß durch die Eigenheiten des Schneiderhandwerks meine Studien in dem Fache der Literatur, welches ich bearbeite, möglicher waren als in vielen andern Geſchäftsfächern. Ich glaube, ich mußte ein Handwerker ſein, um für meine Prinzipien ein Schriftſteller zu werden; auf Univerſitäten wäre ich dies ſchwerlich geworden.

Wenn ich nun jetzt wieder ſchriftſtellere, ſo hänge ich die Schneiderei darum nicht an den Nagel, ſondern an den Brodkorb, damit die undankbare Literatur mir in meinem Fache denſelben nicht noch höher hängen kann.

Ob ich in meinem Wirken vom Ehrgeiz geleitet werde oder nicht, darüber will ich Andern das Urtheil ohne Oppoſition überlaſſen, um ſo mehr, als jenes Wort in ſeiner Bedeutung meiſt falſch angewandt wird.

Ehrgeizig ist nach meinen Begriffen der, welcher Andern je nach verschiedenen Beweggründen nicht gern Ehre erweis't; wer gerne in Allem seine eigene, ausschließliche Ehre sucht, den nenne ich ehrsüchtig, und ehrlich den, welcher in seiner Lebensweise nicht gegen die Begriffe verstößt, welche sich Andre von der Ehre machen. Daß ich in meinem Wirken nicht ausschließlich vom persönlichen Interesse geleitet werde, darüber wird wohl unter Freunden und Feinden nur eine Meinung sein. Ich schreibe nicht ausschließlich um zu leben, sondern lebe um zu schreiben und somit durch Verbreitung meiner Schriften der Gesellschaft zu nützen.

Vorliegendes Heft halte ich aber nur in so fern nützlich für die Lehre, als es mir möglichen Falls die Mittel verschafft, andere wichtigere Arbeiten zu unternehmen; ich suche also Geld!

Geld ist in unserer heutigen gesellschaftlichen Ordnung der Hebel, welcher dieselbe in Bewegung setzt, deshalb darf es nicht verwundern, daß auch

der Kommuniſt, welcher auf die Abſchaffung des Geldes hinarbeitet, nach Geld ſchreit, und dadurch gleichſam beweiſ't, daß für ihn das erſtere ohne das letztere nicht möglich iſt.

Das Geld, als etwas Unpoetiſches, ſoll in dieſem Vorwort nur dazu dienen, das Urtheil des Leſers zwiſchen dem Titel dieſes Heftes und den nachfolgenden Verſen, die ich „Poeſien" nenne, in der richtigen Mitte zu halten.

Nach meinen Begriffen ſind Poeſien angenehme, oft täuſchende Bilder im fließenden Redeſtyl, wohllautend zuſammengeſetzt; es ſind Bilder, welche der innere, geiſtige Menſch ſich macht, um durch ihre Betrachtung die unangenehmen Eindrücke der Wirklichkeit zu mildern und zu verwiſchen, oder den angenehmen eine längere Dauer und mehr Genuß abzugewinnen, folglich kann die Poeſie beſonders auf das Loos eines Gefangenen einen ſehr wohlthätigen Einfluß üben; damit ſie dies aber kann, muß ſie den

verschiedenen Lebenslagen und Gemüthsstimmungen angepaßt werden.

Falls nun nach dem Urtheile der Leser einige der nachfolgenden Gedichte diesem entsprechen, so wäre dadurch auch zugleich der allgemeine Nutzen derselben bewiesen, was meine Gewissensscrupel in Betreff des Brodkorbes bedeutend vermindern würde.

W. Weitling.

I.

Der Morgen.

(März 1844.)

Horch! es ſchlägt die Uhr vom nahen Thurm
Jetzt die Stunde. Eins! zwei! drei! — ich höre
Weiter nichts. Es heult ein wilder Sturm.
Alles iſt noch mäuschenſtill. — Ich kehre
Mich noch einmal auf die Seite um. —
Einen neuen Tag bringt zwar der Morgen,
Doch der neue Tag die alten Sorgen;
Träumend geht indeß die Nacht herum.

Aber ſieh! im Dämmerſcheine bricht
Durch des Fenſtergitters breite Latten
An den Wänden ſich ein fahles Licht,
Würfelartig mit des Gitters Schatten;
Sollte das die Morgendämmrung ſein?
Nein! es iſt ein Strahl vom Mondenlicht,
Das jetzt durch die letzten Wolken bricht;
Doch mich dünkt es wie ein Morgenſchein.

Bleicher ſcheint der Mond, es ſchweigt der Sturm;
In den ſtillen Zellen regt ſich's wieder,
Und der Wächter ſchickt vom nahen Thurm
Läutend ſeinen guten Morgen nieder;
Kündend, daß das Träumen nun vorbei,
Daß die Freiheit nur ein Traum geweſen,
Nur ein Wahn, von dem wir früh geneſen,
Daß der Kerker eine Wahrheit ſei.

Trüber, nebelgrauer Dämmerſchein
Wie bei Nacht ein See in weiter Ferne
Anzuſehn, hüllt jetzt die Zelle ein.
Nun erbleichen, glaub' ich, auch die Sterne;
Ja! denn einer rothen Wolke Schein
Wirft jetzt an die Wände meiner Zelle
Eine matte roſig-graue Helle.
Das mag wohl ein ſchöner Morgen ſein! —

Röthe Morgen, draußen mir die Flur,
Oder färbe meine dunkle Zelle,
Mir iſt's gleich; zur Geiſtesfreiheit nur
Sehn ich mich hinaus in deine Helle.
Unterm Himmel wird die Flur nur grün,
Wo die Flur der Himmel hat begoſſen.
Wenig Thränen hab' ich hier vergoſſen,
Wenn mir nun auch wenig Fluren blühn.

Schöner Morgen, mir ein ſchöner Traum!
Schöner Abend, mir ein ſüßes Hoffen!
Meiner Hoffnung Lebensblüthenbaum
Hat des Schickſals Blitz noch nicht getroffen;
Seine Wurzel greift ins Leben ein:
Darum hoff ich, daß auf dieſer Erde
Noch für mich ein Morgen dämmern werde,
Das wird meiner Freiheit Morgen ſein! —

II.

Acht und vierzig Stunden im Dunkeln.

(Ende Januar 1844.)

Da ſteh' ich wieder in dem finſtern Loch
Und ſtoße an die unſichtbaren Wände
Bald mit der Naſe, bald mit Fuß und Hände. —
Gott Lob! nun kenn ich dieſe Strafe doch!
Sieht man dort oben in der dunk'len Zelle
Den Herren draußen immer noch zu helle,
So wird man hier auf Tage oder Stunden
An dieſe ſchwarze Finſterniß gebunden.

Ihr blinden Blindenleiter! es ward Licht
Einſt ohne Richter, Polizei und Pfaffen.
Die Übel, die ein blinder Geiſt geſchaffen,
Die heilet man durch Augenblindheit nicht.
Mit Blindheit iſt das arme Volk geſchlagen,
Drum ſieht es nicht, weß Bürden es muß tragen,
Doch die es ſehn, läßt man nach falſchem Richten
Durch Blindheit, Froſt und Hunger hier vernichten.

Ihr gebt uns täglich nur ein halb' Pfund Brod.
Im Dunkeln weiter nichts; ſo aufgerieben
Durch Hunger, zur Verzweiflung faſt getrieben,
Fand oder gab ſich Mancher hier den Tod. —
Wem nur des Hauſes ſchmale Koſt gewähret,
Deß Körperkraft wird früher auch verzehret,
Am früheſten dahier in dieſen Mauern,
Wo Tod und Krankheit auf den Schwachen lauern.

Mit der Bewegung geht es herzlich ſchlecht,
Man taumelt hin und her auf Krug und Scherben,
Und könnte ſchier vor langer Weile ſterben:
Denn ſtehn und ſitzen kann man auch nicht recht.
Das Liegen auf dem Boden iſt noch ſchlimmer,
Und liegen kann man wahrlich doch nicht immer:
Man muß ja ohnehin auf harten Weiden,
Die Nacht hindurch hier Schlaf und Ruhe meiden. —

Es müſſen Kranke in der Nähe ſeyn;
Man hört ſonſt nichts als huſten durch die Wände:
Das iſt der armen Sünder traurig Ende
Nach einem Leben voller Schmerz und Pein.
Doch Jene, die von Andrer Arbeit praſſen,
Die ſtehlen, doch ſich nicht erwiſchen laſſen,
Die mit Betrug Geſetz und Recht umgehen,
Sieht man oft hoch in Rang und Würden ſtehen.

Schon ſechs und dreißig Stunden zugebracht!
Von Hunger weiß ich noch nicht viel zu ſagen,
Doch fängt der Puls an heftiger zu ſchlagen,
Und länger wird mir dieſe zweite Nacht.
Als Knabe konnte ich noch Geiſter ſehen,
Säh' ich nur jetzt hier einen vor mir ſtehen,
Von Einem, der in's Dunkle einſt gekommen,
Und aus Verzweiflung drin das Leben ſich genommen.

Ein Flämmchen ſchlug jetzt über mir empor,
Von meinem Kopfe bis hinauf zur Decke.
Jetzt wieder, da den Kopf ich darnach ſtrecke:
Das iſt gewiß das Gas im Feuerrohr.
Doch nein! dann hätt' es einen Schein gegeben.
So täuſcht der Menſch ſich oft in dieſem Leben:
Ich blickte ſcharf, damit ich etwas ſähe,
Und dabei ſtieg das Blut mir in die Höhe. —

Was hör ich? Eine Stimme auf dem Gang,
Sie kommt von einer offnen Zellenthüre.
Das iſt der Pfaffe, ſo viel ich hier ſpüre.
Dort liegt vielleicht ein Sünder ſterbend krank
Auf ſeinem Bette in den letzten Zügen,
Den will der Pfaffe noch ein mal belügen;
Zur guten Letzt ihm für das and're Leben
Noch eine Lüge auf die Reiſe geben.

Man hört ihn laut; doch aber ſcheint mir nicht
Daß er am Bette drinnen in der Zelle,
Sondern von draußen von der Thüre Schwelle
Das Wort des Troſtes zu dem Kranken ſpricht.
Jetzt hat er ihn in Gottes Hand empfohlen,
Doch ſo geſchwind als ſtände er auf Kohlen.
Was kann man auch für fünf und ſechszig Bazen
Des Tages viel mit einem Kranken ſchwatzen!

Ein alter Zellenbruder ſagte mir:
Daß die, mit welchen es wird ſtreng genommen,
Acht Tage lang in ſolche Löcher kommen;
Ja, vierzehn Tage war ſchon Einer hier:
Daß wer in Wort und That ſich grob vergangen,
Dem legt man an die Arme ſchwere Stangen
Von Eiſen, die oft dreißig Pfunde wiegen;
Mit dieſen muß er an der Kette liegen.

Er ſagte, daß fünf Tage lang geſtrippt
Schon Mancher lag an Füßen und an Händen,
Und konnte weder Glied noch Hoſe wenden. —
Das iſt die Nächſtenliebe, die man übt!
Wer mit den Brüdern gleichen Theil will haben
Und gleiches Recht, den läßt man hier begraben,
Und läßt ihn durch Direktor, Wärter, Pfaffen
So bald als möglich in den Himmel ſchaffen.

Es ſchafft der Menſch ſich ſelbſt die größte Pein;
Gerechtigkeit muß er an Feinden üben,
Und dennoch ſoll der Chriſt die Feinde lieben,
Nicht Richter, nicht Verfolger ſein. —
Was iſt Gerechtigkeit? Es ſind Sentenzen,
Sind Phraſen, die von fern wie Wahrheit glänzen.
Doch würde uns Pilatus heute fragen
Was Wahrheit ſey, was würden wir ihm ſagen? —

III.

Der Kirchengang am Weihnachtsfeste.

(Ein Traum in der Mitte Juli's.)

(Ende Dez. 1843.)

Es war in einer rabenſchwarzen Nacht;
Die Häuſer waren alle zugemacht;
Die Straßen alle öde, ſtill und leer;
Kein Lampenſchein drang durch die Fenſter mehr
Und finſter war es wie in einem Schacht.
Die Finſterniß kam mir ſo ſchaurig vor;

Kein Glockenſchlag ſchlug an mein lauſchend Ohr,
Kein Fußtritt hallte in der weiten Ferne,
Erloſchen waren Lichter, Mond und Sterne.
Kein Wächter rief vom Thurm und keine Wach' am Thor,
Als ob die ganze Stadt für mich geſtorben wär',
Als hätte ich darin gar nichts zu ſuchen mehr.
Es kam mir vor, als ſei ich hier zuletzt
In eine große Todtenſtadt verſetzt,
Deren Bewohner mir einſt wohl bekannt. —
Da griff mich's plötzlich bei der rechten Hand,
„Halt Freund!" ſo rief's, „und ſaget mir
In welcher Straße ſind wir hier?"
Ich glaub' in der zum „heilgen Geiſt" genannt,
Erwiedert ich „dann können wir nicht fehlen;"
Fuhr jener fort: „ich will's euch nicht verhehlen,
Ich war ſeit lange nicht mehr hier.
(Ich war bewegt.) „Doch warum wandelt ihr
In finſtrer Nacht ſo ganz alleine hier?
Was treibt euch, dieſen nächt'gen Gang zu wagen?"

Das, ſprach ich, will ich euch wohl ſagen:
Chriſttag iſt heute, und wie ich vernommen,
Will Mancher heute früh zur Kirche kommen.
Dies Evangelium dahier in meiner Hand,
(Ihr ſeht es nicht, doch iſt's euch wohl bekannt,
Wenn ihr bisher der Wahrheit Freund geweſen,)
Das will der Prieſter am Altare leſen,
Beim Kerzenglanz geſchmückter Weinachtsbäume,
Drum eil ich ſo, damit ich's nicht verſäume. —
Jetzt regten ſich zu unſ'rer linken Hand
Auf einmal ein'ge dunkele Geſtalten,
Die zu dem Thore einer Kirche walten;
Es war zu der zum heil'gen Geiſt genannt —
Die Thüre war noch zu, die Kirche war noch dunkel,
Kein Schein erhellte ſie, kein Licht, kein Sternenfunkel.
Ein leiſes Pochen ſchlug jetzt an mein Ohr,
Die Leute waren's an dem Kirchenthor.
„Laßt uns hier nicht die ſchöne Zeit verlieren!“
Rief jetzt der Freund, „vertraut euch mir.

Ich will euch durch den engen Kreuzgang führen,
An deſſen Ende werden wir
Zur linken Hand die kleine Thür
In jedem Falle offen finden.
Von hier aus können zwiſchen alten Stühlen hin
Wir uns zur Sakriſtei durchwinden
Pfarrer und Küſter ſind wahrſcheinlich drin
Von nächt'gem Weine oder frühem Schaffen
In irgend einem Winkel eingeſchlafen."
Ich bin dabei, rief ich, mein Freund, es ſcheint
Der Fall mir wahr, der Vorſchlag gut gemeint.
Es wäre ſpaßig, wenn wir Niemand fänden.
Indeß es muß ja doch bald Morgen ſein! —
Wir traten in den engen Kreuzgang ein;
Die Linke tappte an den feuchten Wänden,
Die Rechte hielt der räthſelhafte Freund,
Mit dem ich hier ſo ſonderbar vereint.
Es war, als ob der Schall von meinen Schritten ſich
Jetzt in der Ferne immer mehr verliere,

Und ungeduld'ger fühlt ich nach der Thüre. —
Doch jetzt verließ die Hand des Räthselhaften mich;
Ich stürzte mit dem Evangelium
In eine enge kalte Tiefe nieder,
Ich tappte rings im engen Kreis herum
Und fand des Unbekannten Hand nicht wieder;
Nur eine Stimme, ähnlich der zuvor,
Senkte noch diese Töne mir ins Ohr:
„Sag an, ist's möglich, daß durch solche schwarze Nacht,
In solche Tiefe noch ein Hoffnungssternchen lacht? —"
„Wenn mir, entgegnet' ich, auch ihre Sternchen nicht mehr blinken,
So wird, hast du ein gutes Herz, hast du ein gut Gewissen,
Und nicht durch Falschheit und Verrath des Freundes Herz zerrissen,
Dir wohl noch Hoffnung blühn; der Muth darf dann dir noch nicht sinken."

Es ſchauderte mich in der grauenvollen Tiefe;
Ich drängte enger mich und feſt in eine feuchte Ecke.
O, daß ich lieber doch im Züricher Zuchthaus ſchliefe!
Ich wachte auf und wickelte mich feſter in die Decke.

IV.

Der Geburtstag.

(5. Oct. 1843.)

Schon wieder floh ein Jahr an dieſem Kerker hin,
Deß nahen Sturz ich mit Beſorgniß ſchaue.
Bald wird das Letzte dran vorüber ziehn.
Der Zahn der Zeit nagt an dem zarten Baue.
Ich lebe noch! Wer hätte das gedacht,
Ich lebe noch! Was doch die Hoffnung macht!
Und noch ſoll nicht der Gliederbau zerbrechen,
Die Loſung meiner Freiheit auszuſprechen!

Verborgen, wie Planetenſchatten ziehn,
So ziehet auch der Traum von unſerm Leben
Mit unſerm räthſelhaften Sein dahin'
Und Niemand kann des Räthſels Löſung geben. —
Auf welchem Sterne weilten wir vorher?
Umſonſt, der Geiſt erinnert ſich nicht mehr,
Kennt nicht das Lebensmeer, von deſſen Wogen
Der Blick zuerſt auf dieſe Welt geflogen. —

Ein ewig Würgen ſchlingt die Formen ein,
Die uns das Weſen unſers Seins verhüllen
Und ohne Unterbrechung ſich erneun:
Das nennt man leben, Leidenſchaften ſtillen. —
Einſt war ich frei; — bin ich es jezt nicht mehr,
Weil ſich ein Kerker formte um mich her,
Den man mit einer Nadel kann zerſtechen,
Den eines Pflänzchens Saame kann zerbrechen? —

Voran begier'ge Zeit; mich ſchreckt es nicht,
Wenn hinter mir in dieſem kurzen Leben
Der Jugendfreuden letzte Brücke bricht;
Doch laß mich wenigſtens erſt Abſchied nehmen
Von meiner Leidenſchaften Phantaſien,
Und dann ein Lichtſtrahl durch die Schatten ziehn
Zu der Planetenſchatten fernſten Räumen
Mit meinen Hoffnungen und meinen Träumen. —

Vor einem Jahr ſtand ich am See allein
Und ſchaute nach den finſtern Bergen drüben.
Wo wirſt du, dacht ich, übers Jahr wohl ſein!?
Was wirſt du hoffen und was wirſt du lieben!?
Heut ſtell' ich mir dieſelbe Frage auf,
Es paßt vielleicht dieſelbe Antwort drauf.
Nur wenn dereinſt mein letzter Kerker leer
Iſt dies für mich auch keine Frage mehr.

V.

Der Weihnachtsbaum.

(Weihnacht 1843.)

Zur Weihnachtszeit läßt ſich die Stimme hören:
„Der Weihnachtsmann! Der Weihnachtsmann!
Wer ſingen und wer beten kann,
Dem will ich heute ein Geſchenk verehren;
Doch wer nicht ſingt und betet, auf mein Wort,
Wer keinen Spruch weiß richtig zu citiren,
Dem werde ich die Ruthe präſentiren,
Den ſteck ich in den Sack und ſchlepp' ihn fort." —

Ich hörte neulich dieſe Stimme wieder,
Doch leiſe, man vernahm ſie kaum. —
(Es war in einem Weihnachtstraum.)
Im Gange draußen ſchlich es auf und nieder.
Es klopfte an die Thüre an. — Herein!
Rief ich, herein! und laßt mir hier das Pochen,
Sonſt geht es euch wie mir ſeit ein'gen Wochen,
Man ſperret euch ins' Dunkle ein. —

Da dehnen ſich die Wände meiner Zelle,
Und vor mir in dem weiten Raum
Erglänzt ein ſchöner Weinachtsbaum
Voll Flittergold in bunter Kerzen Helle.
Verwundert ſchau' ich auf und ſeh' auf jedem Zweig
Hier einen Gott, dort eine Göttin ſtehen;
Jedweden Volkes Gott war da zu ſehen,
Aus jedem Land und jedem Himmelreich.

Und oben in des Baumes höchſten Spitzen,
In einer lichten Glorie Schein,
Umringt von vielen Engelein,
Sah ich das holde Jeſukindlein ſitzen.
Den gold'nen Scepter in der rechten Hand,
Und eine gold'e Kugel in der linken,
Erhob es ſich dem Zellenchor zu winken,
Der rund herum im Kreiſe ſtand.

„Welch einen Jammer," ſprach es, „muß ich ſehen!
Das alſo nennt man Chriſtenthum!
Iſt denn das Evangelium,
Das ich gelehrt, ſo gar ſchwer zu verſtehen? —
Ei! ei! welch eine Ordnung auf der Welt!
Glaubt nur nicht, daß ich laſſe für die Sünden
Ein zweites Mal mich kreuzigen und binden;
Viel lieber dann ich Eigenthum und Geld.

Doch komm' ich nicht, Vorwürfe euch zu machen.
Ich kann nur lieben und verzeihn.
Ich komme heut euch zu erfreun,
Will Jedem eine kleine Freude machen. —
Seht ihr die Loose in der Götter Schoos?
Das sind die Wünsche, die sich bald erfüllen.
So wähle Jeder nun nach Wunsch und Willen
Sich einen Gott und ziehe dann sein Loos.

Nun regten sich die leidenden Gestalten
Bei Hunderten im lichten Raum,
Und drängten hastig nach dem Baum,
Die Loose von den Göttern zu erhalten.
Bei Manchem ging es über Kopf und Bein,
Die Götter lachend sich die Seiten hielten,
So drollige Gesichter Manche spielten,
Denn Jeder wollte gern der Erste sein.

Doch Petrus, der Apoſtel einſt geweſen,
Und ſpielend hier den Heil'gen blos,
Beim Hahne ſtehend auf dem Moos
Am Stamm des Baumes, ſah das wilde Weſen.
Er trat hervor und ſprach: Ich fürchte ſehr
Die Herren möchten durch das ſtarke Reißen
Am Ende uns mit ſammt den Baum umſchmeißen.
Drauf ſtellte ſich die Ordnung wieder her.

Und Alles ſtaunte an die Götterwonne.
Da ſah man jung und morgenſchön
Der Freude Gott auf Roſen ſtehn,
Den kleinen Bachus auf der großen Tonne. —
Die Hoffnung hielt den Anker in der Hand,
Die Wahrheit konnte man im Spiegel ſehen,
Die Weisheit ſah ich bei der Eule ſtehen,
Das Glück auf einer runden Kugel ſtand. —

Der Gott der Zeit ſchnitt doppelte Geſichter,
Die Freundſchaft trug ein brennend Herz,
Gerechtigkeit eines von Erz,
Der Pegaſus heut dieſes Traumes Dichter.
Der Diebe Gott trug Federn hinterm Ohr,
Verſchwendung prangte ſtolz in Gold und Seide,
Die Unſchuld war ſo weiß wie Schnee und Kreide,
Das Laſter aber ſchwarz als wie ein Mohr.

Der Glaube trug das Kreuz noch in den Händen,
Unſterblichkeit den Schmetterling,
Die Treue einen goldnen Ring;
Doch Aller Blicke ſich zu Einer wenden,
Und wie mit einer Stimme rief der Chor:
„Du nur allein kannſt unſ're Leiden enden!
Zieh' Göttin mit den ſegensreichen Händen
Aus deinem Schooße unſer Loos hervor!

Da hob die Göttin ihre phryg'ſche Mütze,
Die unter Pluto's Füßen lag,
An einem Zipfel auf und ſprach:
„Es haben Jupiter die Gottheit mit dem Blitze
Und Pluto, die der finſtern Unterwelt,
Auf mein Symbol, auf dieſe rothe Mütze,
Euch zu bedeuten, daß ſie ſonſt nichts nütze,
Mit Hohn und Übermuth den Fuß geſtellt."

„Auch euren Looſen iſt es ſo gegangen;
Was davon nicht verweht, zerſtreut
Und nicht der Unterwelt geweiht,
Ward von den andern Göttern aufgefangen.
Ich ſah den Muth ſich eifrig drum bemühn,
Geduld darnach der Erde Schooß durchwühlen,
Zufriedenheit damit im Graſe ſpielen,
Die Schmeichelei ſie aus dem Kothe ziehn."

„Drum kann ich heute kein Geſchenk euch bringen;
Durch Gnade und Gerechtigkeit
Könnt ihr vielleicht in nächſter Zeit
Sonſt durch den Tod nur zu mir dringen. —
Ich habe keine Macht in dieſem Haus,
Bin nur Figur an dieſem Weihnachtsbaume.
Behüt' euch Gott! Gedenket mein im Traume."
Sie ſagte es und brach in Thränen aus. —

Wehmüthig hob zum Schooß der andern Götter,
Und zweifelhaft der Zellenchor
Nun den betrübten Blick empor,
Und mancher fluchte ſtill ein Donnerwetter
Dem Höllengott und Donn'rer auf den Hals. —
„Die ſchönſten Looſe hat man uns geſtohlen"
Sprach jetzt ein Dieb, „hier iſt nicht viel zu holen,
Und klein die Weinachtsfreude jedenfalls."

„Das Alles," fuhr er fort, „darf nicht geniren;
Das Glück birgt dort in ſeinem Schooß
Für mich vielleicht das große Loos;
Ich will's verſuchen, will mein Glück probiren." —
Drauf' griff er in der Göttin Schooß hinein. —
Ich, um mich an dem neuen Spiel zu laben
Und eine ſichre Freude heut zu haben,
Beſchloß, beim Ziehen bis zuletzt zu ſein.

Ich wollte nach der Looſe Inhalt fragen,
Allein kaum faßte ſie die Hand,
Als Loos und Zieher auch verſchwand;
Drum konnte Niemand mir ihn heute ſagen.
Bei Glück und Ehre ich viel Zieher ſah',
Auch nach Geſundheit hört ich Viele fragen,
Doch Niemand wußte wo ſie war zu ſagen,
Statt ihrer war der Arzt des Hauſes da.

Die Heiterkeit ſtand einſam und verlaſſen,
Den Glauben ließ man ungeſtört,
Zufriedenheit Niemand begehrt,
Und mit der Liebe hört ich Manche ſpaßen.
Doch endlich wurde es an Spielern leer,
Des Glückes Looſe nach und nach verſchwanden,
Auch bei der Ehre ſich nur Wen'ge fanden,
Sogar die Unſchuld hatte keine mehr. —

Von welcher Gottheit, dacht ich, wirſt du ziehen?
Es iſt hier mit der Freiheit aus,
Geſundheit iſt auch nicht zu Haus,
Um Weisheit nutzt es nicht ſich zu bemühen.
Da glänzten aus der Hoffnung weitem Schooß
Noch viele friſche Looſe grün und helle;
Ich nahm mir ein's und war in meiner Zelle
Mit meinem Traume und mit meinem Loos.

Ich las: „Du wirst so bald nicht untergehen,
Wirst mit Geduld, Verstand und Muth,
In deines Geistes Abendgluth
Noch Deiner Freiheit Morgenröthe sehen.“ —
So sei dies Loos denn nun mein größtes Glück,
Die Hoffnung meine schönste Weihnachtsgabe;
Wenn ich auch sonst nichts mehr zu hoffen habe,
Mir ist's genug in jedem Mißgeschick.

VI.

Das Gewiſſen.

(Ende Nov. 1843.)

Es rüſtete die Wache ſich,
Daß ſie zum alten Kerker mich
Zurück nun wieder führe;
Da öffnet ſich die Thüre:
Zwey ſcharfe Blicke treffen ſich,
Doch einer ſenkt ſich nieder,
Die Thüre ſchließt ſich wieder.
Der, dachte ich mir, hat geleſen,
Was meiner Rede Schluß geweſen.

VII.

Der Verräther.

(Anfangs Dez. 1843.)

Abſcheulich Ungeheuer! Wie viel Silberlinge
Haſt du in dieſem Handel dir gemacht?
Betrügeriſcher Krämer, friß nun, ſauf und ſinge,
Solch' Höllenwerk hätt' Judas nicht vollbracht;
Er ward durch Neid und Rache angetrieben,
Du aber Scheuſal nur durchs Geld;
Ihm iſt die Reue noch geblieben,
Die Schande dir, ſonſt nichts auf dieſer Welt. —

VIII.

Meinem Verhörrichter.

(Anfangs Dez. 1813)

Du haſt, was „Bären fangen“ deutlich iſt geweſen,
Mir dreiſt und keck „Lärm ſchlagen“ vorgeleſen,
Und biſt mit Wortvertauſchen umgegangen,
Als wollteſt du den Teufel ſelber fangen.
Haſt wider meinen Willen noch zuletzt,
Das Wörtchen „Ja“ ins Protokoll geſetzt.
Du haſt — genug, du wirſt mich wohl verſtehen,
Ließ ich es doch zum Theil recht gern geſchehen. —

IX.

Meinem Ankläger.

(Anfangs Dez. 1843.)

Die Angriffspunkte haſt du feig verdeckt,
Sie hinter „Religionsſtörung“ verſteckt!
Wie Jener haſt „Lärm ſchlagen“ du geleſen,
Was „Bären fangen“ deutlich iſt geweſen.
Noch Manches bleibt in dieſem Spiel verborgen;
Beſeitigt mich, dann ſeid ihr ohne Sorgen.

X.

Die Begegnung
am 23ſten und 27ſten November 1843.

(Anfangs Dez. 1843.)

Ich denke noch, mein junger Freund, wie ich
Das erſte Mal im Café dich geſehen.
Mit Wohlgefallen ſah ich damals dich
Im lichten Sommerkleide vor mir ſtehen,
Und unſre Blicke trafen ſich.
Mein ſchwarz Gewand ſchien Trauer dir zu deuten;
Dein lichtes deutete ich Freuden;
Es deutete auf einen guten Tag!
Dein ſchwarzes nun mir eine lange Nacht
Im Kerker traurig zugebracht.
Es hat dein Mund bewegt, gebrochen
Mein hartes Urtheil ausgeſprochen,
Worin ein härteres noch lag.

Mehr noch als ich haſt du den Schmerz empfunden;
Dein Zartgefühl goß Balſam in die Wunden,
Erwies dem Herzen Sympathie.
Die Scene, Freund, vergeß ich nie.

XI.

Wunden und Balsam.*)

(Ende Dez. 1813.)

Huh! huh! wie kalt und schaurig! — Um mich her
Wird's Nacht, und in mir Nacht, und in der Ferne
Kein tröstend Bild; von meinem Hoffnungssterne
Glänzt kaum ein letzter, schwacher Schimmer mehr.
Horch! horch! welch eine Stimme rief mir zu?:
„Mein Wilhelm komm nun, komm, im Grab ist Ruh!
Zu mir mein Sohn! Dein Herz ist schier gebrochen;
O zögre nicht, bis sie es ganz durchstochen! —

*) Gedichtet, als ich krank vor Hunger und Frost eine schwere Disciplinarstrafe seit mehreren Tagen erwartete. Eine Correspondenz an meine Freunde war damals aufgefangen worden. Mein Muth war sehr gesunken. Meine Hoffnung hatte wenig Nahrung mehr und meine Trauer war um so größer, als ich glaubte, ein »System der Prüfung der Wahrheit« gefunden zu haben, und fürchtete, es ginge mit mir für die Gesellschaft verloren. Daher dies Selbstgefühl eigenen Werthes, welches sich in den letzten Strophen äußert, und welches der Leser zu würdigen und zu verzeihen wissen wird, indem es in der damaligen Lage den Zweck hatte, meinen Muth und meine Hoffnung zu beleben; ebenso das folgende. Der Verf.

Wer rief? Biſt du es, liebe Mutter? — Weh!
Du haſt zu viel vom bitt'ren Kelch getrunken,
Du biſt für mich zu früh ins Grab geſunken,
Und rufſt mich, ach, zu früh in deine Näh'! —
Ich täuſche mich, der Geiſt ſpricht immer, „Nein!
Die Mutter kann noch nicht geſtorben ſein!“
Doch das Gefühl läßt ſich den Schmerz nicht wehren,
Den bitt'ren Kelch bis auf den Grund zu leeren.

O bleicher Tod, brich mir nicht ſolche Bahn;
Der Weg zu dir iſt nicht ſo ſchwer zu finden;
Auch ſoll mich an die Welt kein Leben binden,
Kein irdiſch Glück, kein egoiſt'ſcher Wahn.
Schon öfters ſah dich grauenvollen Mann
Der Jüngling feſt und unerſchrocken an;
Schon öfters nahmſt den Anfang und das Ende
Von meinem Sein du in die kalten Hände.

Doch nicht zu Mittag ſagt man gute Nacht.
Wohl iſt mir ſchon die Welt ſammt Allem eitel,
Doch brennt des Geiſtes Gluth erſt jetzt den Scheitel.
O löſche ſie mein Gott! dann iſt's vollbracht.
Soll Schwächling ich als Held zu Grabe gehn,
Muß ich zu dir um dieſe Gnade flehn;
Doch ſoll ich deines Geiſtes Kräfte tragen,
So hilf, o Gott! mir leiden, dulden, wagen.

Ich ſä'te geiſtig in der Zukunft Schooß,
Und ſah zufrieden auf des Geiſtes Werke,
Ich flehte nicht um neue Geiſtes-Stärke,
Und ruhig blickt ich auf mein bittres Loos.
Da ließeſt du mein ſchwaches Selbſtvertrauen
In meines Geiſtes lichtem Spiegel ſchauen;
Der Wahrheit Bilder neu ſich mir enthüllten
Und meine Seele mit Bewundrung füllten.

Ruf mich noch nicht! o Mutter laß mich hier,
Dies Feuer darf im Kerker nicht verlodern,
Der Spiegel nicht an meiner Leiche modern,
Der heilge Geiſt der Wahrheit ſagt es mir.
Wie? oder ſoll der Bau zu Grunde gehen?
Ich glaub' es nicht! ein Wunder kann geſchehn.
Die Hoffnung ſoll und darf mir Niemand rauben;
Ich halt ſie feſt und — ſterb in dieſem Glauben.

XII.

Erhebung.

(Ende Dezember 1843.)

So hilf mir nun, o Gott, den Kampf beſtehen!
Der Wahrheit Schätze ſoll ich dir bewahren,
Die läßt du nicht verſinken in Gefahren,
In Kerkernacht und Tod nicht untergehen! —
Ringt in Gethſemane ein Herz ſich wund,
So ſtärkt dein Engel es, macht es geſund,
Und will ans Kreuz man einen Märt'rer ſchlagen,
So kommt ein Simon, es zum Berg zu tragen.

XIII.

Die Verſuchung.

(Jan. 1841.)

Wenn ich hier ſoll Direktor ſein,
So gebet mir ein Herz von Stein
Und nehmt mir das Gewiſſen,
Das kann man hier wohl miſſen.
Doch wär ich durch und durch von Stein,
Möcht ich doch hier nicht Pfarrer ſein.
Für ſolch ein Plätzchen würd ich danken. —
Warum nicht gar! auch für die ſechzehnhundert Franken?
Achthundert noch darüber! —
Das iſt was And'res; die ſind nicht von Stein.
Von Silber möcht ich auch Direktor ſein,
Das wäre dann mir lieber. Wirklich? Nein!

XIV.

Achtzehn Stunden im Dunkeln.

(Anfangs Dez. 1843.)

Ein wohlbekanntes Sprichwort ſagt:
Im Dunkeln
Iſt gut munkeln.
Das iſt erlogen. Gott ſey's geklagt!
Ich hab's empfunden,
War drinnen achtzehn Stunden.

XV.

Das Scheuſal.

(Febr. 1844.)

Hier hinter dieſer Mauer
Liegt ohne Raſt und Ruh
Ein Scheuſal auf der Lauer
Und horcht mir immer zu.

Da lauſcht es meine Lieder,
Und ſchreibt ſie in ein Buch,
Und kommt und lauſchet wieder
Auf jeden Athemzug.

Da lauſcht es aller Töne,
Es lauſcht auf jedes Wort,
Auf Seufzer und Geſtöhne,
Und lauſcht in Einem fort.

Da liegt es auf der Lauer,
Und lügt und heuchelt noch
Mir Freundſchaft durch die Mauer,
Durchs offne Röhrenloch.

Da legt es ſeine Schlinge,
Wie es nur immer kann,
Damit es bald mich finge,
In Wort' und Rede an.

Da ſchimpft es auf die Fürſten,
Da ſeh ich's, daß mir bangt,
Auf eine Antwort dürſten,
So wie es ſie verlangt.

Und beſſer, immer beſſer,
Legt es die Schlingen ein.
Es ſchiebt ein großes Meſſer
Mir zu dem Loch herein.

Ich lege mich zur Ruhe,
Es horcht mir immer zu;
Es hat, was ich auch thue,
Das Scheuſal keine Ruh.

Nur zu! gehorcht, gelauert;
Nur pfiffig und geſcheidt.
Vergeht, ſo lang es dauert,
Dabei doch ſchnell die Zeit.

XVI.

Die Vöglein.

(Febr. 1844.)

Ihr Vöglein auf den Latten,
Sucht immer alle neun
Mit Brüdern, Schweſtern, Gatten,
Den warmen Sonnenſchein. —

Ihr Vöglein auf den Latten,
Ihr habt ja Flur und Hain;
Was macht ihr mir hier Schatten,
Raubt mir den Sonnenſchein? —

Ihr Vöglein auf den Latten,
Im warmen Sonnenſchein,
Fliegt auf die grünen Matten,
Und laßt mich hier allein.

XVII.

Die Sonne.

(Febr. 1844.)

Wenn vom blauen Firmament
Unſre liebe Sonne draußen
Senkrecht auf die Scheitel brennt,
Dringt ſie erſt in dieſe Klauſen.

Dann werf ich den Blick geſpannt
Auf des Fenſtergitters Schatten,
Hingeworfen auf die Wand,
Würflicht von den ſchrägen Latten.

Wie der Sonne Strahl ſich bricht!
Durch die ſchmalen Lattenſpalten
Regelt ſich ein farbig Licht
In verſchiedenen Geſtalten.

Oftmal, wahrhaft wunderlich,
Je nach dem die Wolken zogen,
Zeigten viele Farben ſich,
Formend einen Regenbogen.

Aber ſtill! — es fällt mir ein:
Wenn das die Tyrannen ſchauen,
Möchten ſie zu gröſs'rer Pein
And're Fenſter laſſen bauen. —

XVIII.

Der Mond.

Komm du liebes Mondenlicht,
Komm mit deinem Silberſchein,
Komm herein!
Sollſt mir recht willkommen ſein;
Schienſt mir ſchon ſo lange nicht
Auf das bleiche Angeſicht.

Lange tappt' ich her und hin,
Hoffend, daß ich in der Näh'
Heut dich ſäh'.
Und nun, eh' ich's mir verſeh',
Scheinſt du auf mein Bette hin,
Siehſt, daß ich noch munter bin.

Vargen finſt're Wolken dich? —
Meine Suppe aß ich ſeit
Ein'ger Zeit
Hier in nächt'ger Dunkelheit,
Wartete damit auf dich
Manches Mal und täuſchte mich.

Lieber! zwar kann ich dich nicht
In des blauen Himmels Höhn
Voll und ſchön,
Hier durch dieſe Latten ſehn;
Aber bald, ich zweifle nicht,
Seh ich frei dein volles Licht.

XIX.

Das verplauſchte Böcklein.

(Ende Dez. 1844.)

Ein Böcklein ſchwatzte ſeinen Stallgenoſſen
Von ſchlechter Zeit und theurem Korne vor.
Das Horn- und Klauenvieh ſpitzt' hoch das Ohr.
„Es hat mich", ſagte jenes, „ſtets verdroſſen,
Wenn ich geſehen, wie ihr euch müßt plagen,
Den Acker pflügen, Laſten ziehn und tragen,
Und was, ihr Ochſen, iſt dann euer Lohn?
Ihr Eſel, ſprecht, was habet ihr davon?

Heu giebt man euch und Häckſel nur zu freſſen,
Und alle Tage knapper zugemeſſen,
Indeß des Herren Reitpferd nebenan
Am Korne überſatt ſich freſſen kann,
Und manche junge, fette Kuh
Bei fettem Klee genießt der Ruh.
Von Hunden und von Katzen will ich weiter gar nichts ſagen,
Die wiſſen kaum vor Stolz wie ſie die Schwänze ſollen tragen.
Das finde ich nicht recht! — Das ſollte nicht ſo ſein;
Und iſt auch nicht von Anfang ſo geweſen,
Das kann man ja im Buche Moſes leſen.
Da fällt mir eben jetzt die ſchöne Stelle ein:
„Du ſollſt dem Ochſen der da driſcht das Maul nicht verbinden.“
Im neuen Teſtamente könnt ihr Ähnliches finden.
Drum ſollte allem Hornvieh und Eſeln man ſagen:
Ihr ſeid nicht auf der Welt, euch für Andre zu plagen.“

Die Katze, die den Weibern Alles plauſcht,
War an der Thür, und hatte dort gelauſcht.
Sie läuft darauf geſchwind zurück ins Haus
Und kramt der Frau des Böcklein's Rede aus;
Die ſagt's dem Herrn, und dieſer, zornentbrannt,
Kommt mit der Peitſche in den Stall gerannt,
Beginnt die Ochſen drin zurecht zu ſetzen,
Und's Böcklein mit den Hunden fortzuhetzen.
Drauf ſpricht er zu dem Meiſterknecht:
„Sperr mir den Bock bis nächſtes Frühjahr ein,
Doch laß ihn während dieſer Zeit allein.
Er hat's verdient, es g'ſchieht ihm recht!
Laß ihn mir auf die Wieſe nie,
Und nie zu einem andern Vieh!“ —
Der Meiſterknecht, ein harter Mann, o weh!
Der hatte ſeine Freude dran. Juchheh!
Er ließ das Böcklein ſcheeren; heh! heh!
Es durfte ſich nicht wehren. O geh!
Er ſperrt es in ein finſter Loch. Buh! buh!

Das arme Böcklein ſpürt es noch. Huh! huh!
Er ſchnitt ihm ab die friſche Luft; O weh! o weh!
Es athmete nur Kerkerduft. Herr Jemine! —
Es fehlt ihm endlich Licht und Luft und Wärme,
Vor Hunger kollern Magen ihm und Därme.
Der Wintertage lange Schatten fliehn
An ſeinem Schatten langſam hin
Und krank ſieht er ſie ziehn,
An Ochs und Eſel öfters denkend,
Sich über ihre Dummheit kränkend. —
Ob ich wohl auch ſolch Böcklein bin? —

Fortsetzung.

Ein Traumgedich

(Mel. Wär nur der Kreuzweg nicht gekommen!)

Das Frühjahr iſt gekommen.
Bald wankſt du nun zum Loch hinaus.
O Böcklein! Böcklein, wie ſiehſt du aus!
Wie langſam ſchleichſt du her;
Man kennt dich ja kaum mehr.
Komm zieh mit uns zu Frühlingsluſt und Freude,
Und ſtärke dich an friſcher Luft und Weide. —
Das Böcklein ſenkte ſtumm den Blick,
An Ochs und Eſel denkt's zurück,

Denkt an genoſſ'ne Freuden,
Und an die künft'gen Leiden.
Der harten Herr'n Charakter war ihm nur zu gut bekannt,
Es wußte, frei und ledig kam es nicht aus ihrer Hand. —
Von ſeinem Schickſal lief indeß die Kunde
Durch alle Dörfer in der weiten Runde.
Die Herr'n, um wen'ger ſich der Tyrannei zu ſchämen,
Und um die Sympathie der Heerden ihm zu nehmen,
Manch' lügenhaft Gerücht in Zug und Schwung nun brachten,
Und aus dem Böcklein gar ein wildes Unthier machten,
Das auszuliefern in der Wölfe Magen
Man ferner kein Bedenken dürfe tragen. —
Nun manches Rindvieh's Herz der Schmerz durchwühlte,
Und mancher Ochs beim Heu um Rache brüllte;
Manch' Eſel kratzte jetzt ſich hintern Ohren,
Und mancher Haſe ſprach: Es iſt verloren.

Drei Knechte packen das Böcklein auf,
Und legen es auf den Wagen;
Der Wolfsschlucht zu im schnellsten Lauf
Sie mit dem Thier nun jagen.
Die Wölfe nahmen das Böcklein beim Horn,
Berochen es hinten, berochen es vorn.
(Es wundert mich über die Maßen,
Daß sie's nicht den Augenblick fraßen).
Und Einer von ihnen also begann:
„Du willst dich noch lange verstellen, du Wicht!
Willst thun, als seist du das Ungethüm nicht;
Damit kommst du bei uns nicht an.
Wir werden, um die reine Wahrheit aufzudecken,
Dir die geborgte Haut bis auf das Fleisch durchlecken."
Darauf mit ihren scharfen Zungen
Das grauenvolle Spiel begann,
Und Niemand nahm des Thiers sich an.
Die Red' im Stalle war verklungen,
Das Zugvieh kaute nach wie vor am Heu;

Im Stalle ward die alte Litanei,
Im Hof das alte Lied geſungen.

Vom Böcklein man nichts mehr vernahm. —
Da fiel nach manchem Jahr und Tag — o Wunder!
Ein lichter Funken in den alten Zunder:
Ein Löwe zu der Wolfsſchlucht kam.
„Was!“ hob er mit den Wölfen an, „was treibt ihr da für Sachen?
Wollt ihr durch ſolch' Verfahren mir die Heerden ſchüchtern machen?
Laßt mir das Böcklein frei!“
Das Böcklein hob ſich auf und that noch ein'ge Schritte
In freier Luft, dann ſtürzt es in der Heerde Mitte.
Es war mit ihm vorbei! —
Der Löwe macht ein ernſt Geſicht,
Die Heerde ſtand betroffen da;
Den Wölfen war das Weinen nah,
Den Herr'n von Zürich nicht.

XX.

Verzage nicht!

(30. Dez. 1843.)

Des trüben, grau bedeckten Tages Licht
Iſt nun entſchwunden, dunkel wird die Zelle.
So ſchwindet Tag auf Tag, wie Well' auf Welle
Im Meer der Zeit, und endlos brandend bricht
Hier ein Geſchlecht dem anderen die Bahn.
Schon treibt der Wogenſchlag uns ſtark voran;
Das letzte Ufer deutlich vor uns liegt;
Von hier aus ſieht ſich's minder furchtbar an.
Ein Luftzug, und die Brandung iſt gethan.
Drum Herz, mein klopfend Herz, verzage nicht! -

Ein Traum, ein Wahn iſt dieſes kurze Sein,
Ein Wogenſpiel oft was wir denken, ſchaffen;
Ein Wellenſchaum, den wir zuſammenraffen,
Hüllt unſers Lebens ganzes Wirken ein.
Jetzt fluthen wir noch ſtolz und kühn daher,
Im Augenblick darauf ſind wir nicht mehr. —
Horch! heulend dort ſich Wog' auf Woge bricht,
Wo meines Glaubens dunkler Leuchtthurm ſteht,
Und meiner Hoffnung letztes Banner weht.
Hier Muth gefaßt mein Herz, verzage nicht! —

Wildſchäumend brauſen nach vollbrachtem Lauf,
Mit ſichtbarlichem bangen Widerſtreben,
Die vielen jungen hoffnungsvollen Leben
Zum letzten ſteilen Ufer brandend auf.
Doch Zeit und Leben ſchickten nach wie vor
Den Wogenſchall der Brandung uns ins Ohr.

Die Welle, die der Sturm am Ufer bricht,
Schwillt ſchäumend eine andre Welle an,
Und jede endet brandend ihre Bahn.
Drum tröſte dich mein Herz, verzage nicht! —

Verzage nicht! Mußt du dem Ufer nahn,
Und was du haſt mit in die Brandung führen:
Mehr als das Leben kannſt du nicht verlieren,
Und alles Leben iſt ein kurzer Wahn. —
Du wogſt ja auf mit ſchaumbekränzter Fluth,
Gefärbt in deines Geiſtes Morgengluth,
Gemildert durch der Wahrheit reines Licht,
Im tiefbewegten Hafen läufſt du ein,
Kann deine Brandung wohl noch ſchöner ſein?
Drum aufgepocht mein Herz, verzage nicht! —

Verzage nicht! Liegt auch das Jenſeits noch
Geheimnißvoll und dunkel dir verhüllet,
Wenn nur dein Schickſal dich mit Troſt erfüllet;
Was brauchſt du mehr mein Herz, dies bleibt dir doch

Das Leben iſt ein Traum in ewger Nacht,
Ein Schattenſpiel, im ewgen Licht gemacht.
Aus Nacht hervor der junge Morgen bricht,
Aus Dunkelheit das lichte Morgenroth.
Gewöhne dich an Kerkernacht und Tod,
Dann Herz, mein Herz, verzagſt du brechend nicht.

XXI.

Hoffnung.

(Ende Dez. 1843.)

Draußen in der freien Luft,
In dem Frucht- und Kräuterduft,
Draußen in dem weiten Feld,
Im Gewühl der regen Welt,
Draußen in dem lichten Raum,
Pflanzt ich einen ſchönen Baum.

Hoffnung hieß der ſchöne Baum,
Freiheit hieß der lichte Raum;
Schweizerland die rege Welt,
Freies Wort das weite Feld;
Freundſchaft hieß der Kräuterduft,
Froher Muth die friſche Luft.

Krankheit barg den frohen Muth,
Kerkernacht der Freundſchaft Gluth;
Freies Wort — im Schweizerland
Ward's verfolget und verkannt;
Meine Freiheit ſah ich fliehn,
Nur die Hoffnung blieb mir grün.

Hoffnung! o wie blüthenreich
Hing dir draußen jeder Zweig;
Blüth' an Blüthe, Blatt an Blatt
Strotzeſt du, doch plötzlich hat
Wilder Sturm zur Frühlingszeit
Mir damit den Weg beſtreut.

Traurig ſchritt ich drüber hin
Bis zum Kerker, wo ich bin;
Doch es hat mich ſeit der Zeit
Dieſe Reiſe nicht gereut;
Mit zufried'nem, ruh'gem Blick
Denk ich jetzt daran zurück. —

Hoffnung! ſchöner Lebensbaum!
Brauchſt ſo wenig Licht und Raum;
Deine Wurzel, zart und fein,
Senkt ſich tief in's Herz hinein,
Wo kein Himmel ſie begießt,
Keine Thräne auf ſie fließt.

Deine Blüthen welken hin,
Aber And're ſeh ich blühn,
Die kein wilder Sturm erreicht,
Und kein gift'ger Wurm beſchleicht,
Volle Knospen, friſch und grün,
Die im Leben nie verblühn.

XXII.

Die beiden Pfade.

(Ende Nov. 1843.)

„Zwei Pfade", ſprach mein Schutzgeiſt, „ſtehn dir offen;
Willſt du nach England oder Deutſchland ziehn?
Sonſt bleibt für jetzt dir ſchwerlich mehr zu hoffen.
Die Wahl iſt frei, ſag an, wo willſt du hin? —"

„Laß Lieber", ſprach ich, „mich vorher doch wiſſen,
Was England und was Deutſchland mir verſpricht;
Wohl kann ich eines wie das andre miſſen,
Die Freiheit aber in der Freiheit nicht."

„Das“, ſprach er, „kann ich ſo genau nicht ſagen.
Du magſt nun hierhin oder dorthin ziehn,
Dein Kreuz wirſt du doch müſſen mit dir tragen,
Glaub' ſicherlich, dem wirſt du nicht entfliehn.

„In Deutſchland wirſt du leiden von den Feinden,
Und vielleicht bald, recht bald zu Grunde gehn,
In England dich vielleicht von deinen Freunden
Verkannt, verlaſſen und verläumdet ſehn.“

„In Deutſchland rechne auf des Königs Gnade,
In England auf ein ganz beſondres Glück.
Nun geh! doch merke: keiner dieſer Pfade
Führt leicht dich auf den anderen zurück.“ —

Verzweifelnd blickt ich vorwärts, denn es graute
Mir vor der Wahl; — ich rief: ſo muß ich ſehn,
Daß das, woran ich meine Hoffnung baute,
Auf beiden Pfaden kann verloren gehn! —

Kann ſelt'nes Glück und eines Königs Gnade
Mich nur allein befrein von fern'rer Qual,
Bleibt mir verhüllt das Ende beider Pfade,
Dann, guter Geiſt, verzicht' ich auf die Wahl! —

Ach, Glück und Gnade ſind kein ſüßes Hoffen,
Und Freundesbrod wird oft ein bitt'res Gift;
Drum laß mir wenigſtens die Wahl nicht offen,
Damit mich nicht zuletzt noch Reue trifft. —

Der Geiſt entſchwand mitſammt den beiden Pfaden;
Es war nun mit der harten Wahl vorbei. —
Was nun geſchieht, läßt ſich jetzt ſchwer errathen;
Vielleicht errath' ich es im künft'gen Mai.

XXIII.

Die Nacht.

(Im Januar 1844.)

Entſchwunden iſt die matte Tageshelle;
Mit ſtarken Schritten naht die ſtille Nacht
Dem trauernden Gefangnen in der Zelle,
Der ſeinen Schmerz den ſtummen Wänden klagt. —
Indem ich täglich neue Träume mache,
Iſt mir's, als ob ich einen Traum durchwache. —
Wie ſonderbar! ein Traum geträumt im Traum,
Und ſelber Traum dies kurze Träumerleben,
Zu dem wir immer neue Träume weben,
Und Welten bannen in des Kerkers Raum. —

So ſchweigend, denkend, wird in ſtiller Zelle
Von Manchem hier der Abend zugebracht:
Denn lichter ſprudelt die Gedankenquelle
In ſtiller Einſamkeit und finſt'rer Nacht.
Mein Hoffnungsgrün ſoll dieſer Quell erfriſchen,
Das Wiſſen drin ſich neue Perlen fiſchen.
Gedanken nähren Geiſt und Hoffnung noch. —
Das freie Wort kann ein Tyrann wohl hemmen,
Doch den Gedanken kann er uns nicht nehmen,
Was unſer Geiſt durchdacht, das bleibt uns doch.

Da draußen füllt bei großen Feſtgelagen
Sich mancher Schlemmer noch den weiten Bauch;
Viel Andre nimmt der Hunger bei dem Kragen,
Wie hier im Haus die armen Schlucker auch,
Aus welchen Froſt und Elend Thränen preſſen,
Geſundheit, Muth und Lebenskraft, indeſſen

Ein Anderer ſich fette Renten macht.
Das nennt man Freiheit! dieſes Sclavenjoch!
Und „ſie ſoll leben!“ ſchrein die Pinſel noch. —
Iſt's möglich! Gott, welch' finſt're Geiſtesnacht! —

Es ſchlägt jetzt acht. Der Spulen und der Räder
Geſchnurre ſchweigt. Das Tag'werk iſt vollbracht.
Nun kriechen Ein'ge auf die weiche Feder;
Dort auf ein Bett von Weidenholz*) gemacht,
Im Dunkeln drin der arme Doppelſünder**),
Ich aber, wie die andern Zellenkinder,
Der grau und gelb gekleidte Sünderreſt,
Der mit ins Haus kein Federbett genommen,***)
Auch keine Extra-Strafe heut bekommen,
Nun auf's gewohnte Ährenhülſenneſt.****)

*) Eine Bettlade, in welche Abends eine mit Weiden ausgepolſterte Matratze gelegt wird.
**) Ein Sträfling, welcher gegen die in der Anſtalt eingeführte Ordnung gefehlt hat.
***) Was Einigen erlaubt wird.
****) Die Kopfkiſſen und Matratzen der Sträflinge ſind mit Ährenhülſen gefüllt, worauf ſich's ſehr gut ſchläft.

Die Schlüſſel raſſeln noch an ein'gen Thüren; —
So — nun wird's ſtille. — Das bedeutet Nacht
Des Wärters Schritte ſich im Gang verlieren,
Der Wächter ſchleichend ſeine Runde macht. —
Nun nichts mehr als Geſtöhne in den Zellen,
Und in den weiten Höfen Hundebellen. —
So ruhe ſanft, du armer Sünderchor,
Und überfliege die beſtandnen Leiden,
Die Kette deiner Hoffnungen und Freuden,
Wach oder träumend, wie die Nacht zuvor.

Elf Uhr! — Der erſte Schlaf iſt ſchon vorüber.
Das iſt zu früh. — Mein Nachbar huſtet noch.
Heut ſchrie er durch die Mauer mir herüber:
„Wenn du mich huſten hörſt, ſo huſte doch
Mir allemal des Nachts als Antwort wieder;
Das ſchlägt die Langeweile etwas nieder,

Von der wir hier bei Tag und Nacht geplagt.“
Den gleichen Zuſtand hab' ich einſt empfunden.
Die Zeit iſt golden, bleiern hier die Stunden:
Drum huſte ich, ſo wie er mir geſagt.

Nun hör ich wieder jede Stunde ſchlagen,
Und doch wird mir dabei die Zeit nicht lang.
Von langer Weile weiß ich nichts zu ſagen:
Das macht mein Loos erträglich. Gott ſei Dank!
Beſonders ſchnell entfliehn die nächt'gen Stunden.
Schon drei Uhr! Wie die Zeit ſo ſchnell entſchwunden!
Und doch genoß ich wenig Schlaf und Ruh.
Ich habe, glaub' ich, träumend wach gelegen,
Der Ruhe konnt' ich nicht nach Wunſche pflegen,
Mein Nachbar huſtete mir immer zu.

Horch! Was war das? Es krachte! — Da, ſchon wieder!
Das ſind die dicken Balken an der Thür.
Der Zahn der Zeit nagt dieſes Bollwerk nieder;
Bald wird es fallen, aber früher wir. —
Vereinigt hat der Menſch den Bau errichtet,
Vereinzelt aber wird er drin vernichtet.
Vereinigt kann er draußen wiederſtehn,
Wenn Neider und Tyrannen ſich vermeſſen,
Aus ihn der Thränen bitterſte zu preſſen;
Vereinzelt muß er hier zu Grunde gehn.

Wie licht es hier an meinem Bette ſchimmert,
So nahe, daß ich's reiche mit der Hand.
Die Venus iſt's, die durch das Gitter flimmert,
Beleuchtend meine dunkle Kerkerwand.

Einſt durfte ſie, ein Frauenbild, mir winken,
Und liebend ich an ihren Buſen ſinken;
Jetzt lacht ſie mir ein heit'res Sternenbild,
Ein Ruhepunkt in höhern Regionen,
Ein Weltenball, wo and're Träumer wohnen,
Die auch vielleicht wie mich ein Schmerz durchwühlt.

Die Uhr ſchlägt fünf! Gleich wird der Wächter läuten.
Die Nacht iſt aus, ein neuer Morgen graut. —
O holde Freiheit! ſchönſte von den Bräuten,
Die träumend meines Geiſtes Auge ſchaut,
Wann wirſt du unſer Hochzeitsbett bereiten,
Wann mich heraus aus dieſen Kerker leiten? —
Was mich erfreute, gab ich für dich hin;
Ich lebte ja nur, um für dich zu werben;
Ich muß dich haben, oder für dich ſterben,
So wahr ich hier für dich im Kerker bin.

Die ſchwarze Nacht hebt ihren Fittig wieder;
Der Himmel leuchtet wieder uns ins Grab.
Ach, manche Wimper zog der Tod hier nieder,
Und manchen Faden ſchnitt die Parze ab.
Habt ihr mir Freiheit oder Tod zu geben?
Ich will es ſehen, will den Zweifel heben.
Ich will durch Kerkernacht, durch Dunkelheit und Tod,
Durch alle finſt're Schattenbilder dringen,
Ein kühner Bräutigam, die ſtolze Braut erringen.
Hurrah! du meiner Freiheit Morgenroth!